

Wiesbadener Zeitung

Rheinischer Kurier

Mittelrheinische Zeitung.

Verlag und Redaktion: Nikolastraße 11. Filiale: Mauritiusstraße 12.

Erscheint 12mal wöchentlich.
Im Ausland:
Unter Kreuzband 15 M vierteljährlich.
Bezugspreis:
Abnehmer monatl. 70 S, vierteljährlich 2.10 M
Durch Träger und Agenturen:
Monatl. 80 S, vierteljährlich 2.40 M
frei im Postamt.
Durch die Post: Monatl. 1 M,
vierteljährlich 3 M (ohne Postgebühr).

Anzeigenpreise:
Die Kolonialschelle in Wiesbaden 20 S,
Deutschland 30 S, Ausland 40 S.
Die Reklamschelle 1.50 M.
Anzeigenannahme:
Für Abendausgabe bis 1 Uhr mittags,
Morgenausgabe bis 7 Uhr abends.
Fernsprecher:
Anzeige- und Abonnement: Nr. 199,
Redaktion: Nr. 189; Verlag: Nr. 819.

415 Morgen-Ausgabe.

Sonntag, 16. August 1914.

68. Jahrgang.

Allgemeines Aufgebot des Landsturms.

Das Aufgebot des Landsturms, das bisher nur für die Grenzgebiete galt, ist jetzt vom Kaiser für das ganze Reich erlassen. In Bayern erläßt es der König besonders. — Rußland will die Dardanellendurchfahrt erzwingen. Wie in Belgien und Frankreich zeigen sich jetzt auch in Rußland die Franktireurs genannten Meuchelmörder.

Berlin, 15. Aug. (Tel.)

Das Reichsgesetzblatt veröffentlicht folgende Verordnung betreffend den Aufruf des Landsturms:
Wir, Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, usw., verordnen auf Grund des Art. 2 § 25 des Gesetzes betreffend Änderungen der Wehrpflicht vom 11. Februar 1888, Reichsgesetzblatt Seite 11, im Namen des Reiches was folgt:

§ 1.

Sämtliche Angehörige des Landsturms ersten Aufgebots, die ihm überwiesen oder zu ihm aus der Ersatzreserve übergetreten sind, werden hiermit aufgerufen.

Von dem Aufruf sind nicht betroffen die wegen körperlicher oder geistiger Gebrechen als dauernd untauglich zum Dienst im Heer oder in der Marine Ausgemusterten.

Die Aufgerufenen haben sich sofort unter Vorzeigung etwaiger Militärpapiere bei der Ortsbehörde ihres Aufenthalts zur Landsturmrolle anzumelden.

§ 2.

Sämtliche Jahressklassen des Landsturms zweiten Aufgebots, die aus der Landwehr oder Seewehr zweiten Aufgebots zum Landsturm übergetreten sind, werden zum aktiven Dienst aufgerufen. Ueber den Zeitpunkt ihrer Stellung ergeht besonderer Befehl.

§ 3.

Diese Verordnung findet auf die königlich bayerischen Gebietsorte keine Anwendung.

Urkundlich unter Unserer Höchsteigenhändigen Unterschrift und beigedruckten kaiserlichen Insignien
gegeben Berlin im Schloß, 15. August 1914.
v. Bethmann Hollweg. Wilhelm.

Nichts von Interventionen!

Rom, 15. Aug. (Tel.)

Aus New-York wird hierher gemeldet, daß ein enormer Preisausschlag auf alle Artikel eingetreten ist. Das Volk drückt auf die Regierung, zu intervenieren, sobald ein entscheidender Schlag geschehen sei. (Zu einer Intervention ist es zu spät. Deutschland wurde mitten im Frieden schmachvoll aus dem Hinterhalt überfallen. Jetzt heißt es nicht mehr biegen, sondern nur noch brechen. Die Red.)

Auch in Rußland der Meuchelmordkrieg.

Berlin, 15. Aug. (Tel.)

Wolffs Büro meldet: Dem in allen deutschen Gauen mit tiefer Empörung vernommenen völkerrechtswidrigen Verhalten der belgischen Bevölkerung gegen die deutschen Truppen scheint sich nenerdings auch die Haltung in den von uns eroberten Gebieten würdevoll an die Seite zu stellen. In der Nacht vom 14. zum 15. August wurde in Kalisch wieder auf die einrückenden deutschen Truppen aus dem Hinterhalt geschossen. Es ist dies nunmehr an unserer Ostfront der dritte derartige Überfall. Wie in den anderen Fällen, so ist auch in diesem Falle der Verlust braver deutscher Krieger zu beklagen. Es wurden 2 Mann getötet und 20 bis 30 verwundet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß es sich um planmäßige Angriffe der nichtmilitärischen Bevölkerung handelt und der Verdacht besteht, daß wie in Frankreich und Belgien so auch in Rußland diese Banden mit der Regierung in Verbindung stehen. Wie in Frankreich und Belgien, so werden auch unsere Truppen in Rußland dieser Zustände Herr werden und rücksichtslos einlagern.

Rußland droht, um die Dardanellendurchfahrt zu erzwingen.

München, 15. Aug. (Tel.)

Den „N. N.“ wird aus Wien gemeldet, daß Sostoler Blätter berichten, Rußland habe in Konstantinopel unter Führung militärischer Mittel die Durchfahrt durch die Dardanellen verlangt. Es ist in der Wiener Meldung dann noch von einer zweiten, Deutschland mitbetreffenden russischen Forderung die Rede. Dieser zweite Teil der Meldung kann jedoch aus militärischen Gründen nicht weiterverbreitet werden und ist im

übrigen auch in seiner Fassung nicht zutreffend. Was die Behauptung betrifft, Rußland lasse die Durchfahrt durch die Dardanellen durch Drohungen zu erzwingen, so ist festzustellen, daß Gerüchte über ein solches Vorgehen seit einigen Tagen mit großer Bestimmtheit auftreten, irgend eine offizielle Bestätigung aber einstweilen nicht vorliegt.

Verhaftung eines russischen Kirchenvorstandes.

Leipzig, 15. Aug. (Tel.)

Der Vorstand der russischen Kirche in Karlsbad in Böhmen wurde verhaftet und ins Militärgericht eingeliefert. Die bei ihm vorgefundenen Staatsgelder in Höhe von 5000 Kronen wurden beschlagnahmt.

Deutsche als Kriegsgefangene in Rußland zurückgehalten.

Stockholm, 15. Aug. (Tel.)

Das „Stockholmer Tagblatt“ erhält Berichte von aus Rußland zurückgekehrten Schweden, daß alle in Rußland zurückgebliebenen Deutschen im Alter von 18 bis 42 Jahren als Kriegsgefangene behandelt würden. Alle, die in Finnland sich nach Schweden einzuschiffen versuchten, seien in einen Zug gefesselt und an das Weiße Meer nach Archangelsk transportiert worden.

Ein Akt des Zaren.

Petersburg, 15. Aug. (Tel.)

Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldet: Ein kaiserlicher Ukas trifft folgende Anordnungen:

1. Aufhebung aller Vergünstigungen und Privilegien, welche Untertanen feindlicher Staaten kraft früherer Verträge genießen.
2. Gefangennahme derjenigen Untertanen feindlicher Staaten, die in aktivem oder mobilisierbarem Kriegsverhältnis stehen.
3. Verleihung des Rechts an die Behörden, solche Untertanen aus Rußland auszuweisen und sie nach verschiedenen Gegenden des Reichs zu bringen.
4. Anhalten und Konfiskation der Schiffe feindlicher Staaten, die zu einem kriegerischen Zwecke dienen könnten.
5. Erlaubnis für die Untertanen neutraler Staaten, ihren laufenden Geschäften nachzugehen.
6. Beobachtung unter der Bedingung der Gegenseitigkeit: der Pariser Schiffahrtsdeklaration vom Jahre 1856, der Petersburger Deklaration vom Jahre 1868 über die Anwendung von Explosivkugeln, der beiden auf der ersten Haager Konferenz vom Jahre 1864 unterzeichneten Deklarationen betreffend Stützpunkte und Explosivkugeln, der Genfer Konvention vom Jahre 1906 betreffend die Bedingungen des Territorialkriegs und der auf der zweiten Haager Konferenz vom Jahre 1907 unterzeichneten Verträge.

Die Banditen von Antwerpen.

Die fürchterlichen Zustände, die seit dem Kriegsausbruch in den belgischen Städten herrschen, sind nach dem „B. Z.“ so ausgeartet, daß jetzt auch die Sicherheit der belgischen Bürger selbst bedroht ist. Die „Nieuwe Gazet“ knüpft, wie wir dem „Rotterdammer Maasbode“ vom 9. August entnehmen, an die Verhängung des Belagerungszustandes in Antwerpen einen Kommentar, in dem es heißt: „Nächt man es so weitergehen, dann ist binnen zwei Tagen kein Bürger zu Antwerpen mehr in seinem eigenen Hause sicher. Die Banditen haben nun einmal Geschmack am Plündern bekommen. An vielen Stellen haben Polizei und Bürgerwehr schon Plünderer angehalten, aber das ist nicht genug. Wenn wir uns von den Banditen überrumpeln lassen, dann sind wir verloren. Noch mehr gilt dies von den Außenvierteln. Gestern und heute Nacht wurden an verschiedenen Stellen rund um die Stadt die Villen von vertriebenen Deutschen geplündert und in Brand gesteckt.“

Die Greuelthaten der Belgier und die Kongoliga.

Die bestialischen Verbrechen, die belgische Franktireurs an unseren braven Soldaten vorgenommen haben, erinnern nicht nur an die Vorgänge des Herero-Krieges, sondern in viel höherem Maße an die Kongogreuel. König Leopold von Belgien hatte den gewaltigen Kongostaat gegründet,

der ihm ungeheure Einnahmen verschaffte. Die Eingeborenen wurden gezwungen, große Mengen Kautschuk zu liefern. Wer sich dem Zwange der belgischen Verwaltungsbeamten widersetzte oder entzog, wurde auf die gräßlichste Weise verurteilt. Diese entsetzlichen Verbrechen blieben nicht unbekannt. Zu ihrer Bekämpfung gründeten englische Großkaufleute die „Kongoliga“, die sich über ganz Europa erstreckte und der auch die deutsche Kolonialkaufmannschaft fast ausnahmslos angehörte. Die englischen Drahtzieher der Kongoliga konnten nicht oft genug versichern, daß ihnen jedes politische und wirtschaftliche Ziel fernliege. Die jeder Kultur höhnsprechenden Maßnahmen des belgischen Kongostaates und die Brutalität seiner Wirksamkeit zwangen jedes aufrichtigen christlichen Menschen mit allen Mitteln dafür einzutreten, daß die Kongogreuel beseitigt würden. Die Flugschriften der Kongoliga zielten auf die Belgier, in denen anaem, arm, heinlos und auf andere fürchterliche Weise verkrüppelte Reger abgebildet waren.

Dieselben Engländer, die diese Kongoliga schufen, die gegen den König Leopold und Belgien gerichtet war, fühlen sich jetzt auf einmal verpflichtet, für dieses entartete Volk einzutreten. Wenn es die Engländer mit der Kongoliga wirklich ehrlich gemeint haben, müßten sie jetzt bei dem Bekanntwerden der Greuel gegen deutsche Truppen entsetzt darüber sein, für ein so verrohtes Land eingetreten zu sein und schleunigst mit Deutschland Frieden schließen, um gemeinsam mit ihm Belgien und sein Volk unter Kultur zu nehmen.

Ein echt französisches Heldentum.

Wie die „Presse“ erzählt, haben sich die französischen Behörden in ihrem Haß gegen Deutsche ebenso brutal gezeigt wie der belgische Pöbel.

Ein Deutscher namens Gilles aus Arfurt a. d. Bahn, der in Lyon auf der Internationalen Ausstellung seit dem Mai in Automobilneubereiten ausgestellt hatte, wurde, als er am 31. Juli von Lyon nach seinem Wohnort Brüssel zurückreiste, in Dijon am Bahnhof überfallen und als deutscher Spion verhaftet. Er mußte sich vollständig entkleiden, und als man seinen preußischen Paß bei ihm fand, wurde er von den anwesenden Polizisten mit den Fäusten bearbeitet. Ohne den geringsten Beweis wurde er sieben Stunden in Haft gehalten, dann unter Bedeckung von zwei Polizisten auf dem kürzesten Wege anstatt nach Brüssel nach Mühlhausen i. E. gebracht, 5000 Francs, die er in der bei sich trug, nahm man ihm ab, eine Quittung, die er verlangte, verweigerte man ihm. Für die Reise erhielt er ganze 100 Francs mit dem Bemerkung: „Sie können ja später reklamieren.“ Sein ganzes Gepäck und Ausstattungsgegenstände, sowie vier Obligationen von je 5000 Francs einer französischen Bank, die er drei Tage vor seiner Verhaftung als Anzahlung auf ein verkauftes Patent erhalten hatte, sind verloren gegangen; man hat ihm in Belfort die Herausgabe seines Gepäcks direkt verweigert mit dem Bemerkung: „Ihre Landsleute haben die Schienen an der Grenze gesprengt. Hier geben wir nichts mehr heraus.“ Frauen und Kindern, die sich im selben Wagen auf der Rückreise von Frankreich befanden, spudte man ins Gesicht, weil die Kinder Deutsch sprachen. Gilles ist trotz seiner 54 Jahre als Kriegsfreiwilliger angenommen worden.

England achtet auch nicht die norwegische Flagge.

Christiania, 15. Aug. (Tel.)

Die norwegische Barke „Alyenwre“ von Trinidad nach Rotterdam unterwegs, wurde, wie ihre in Christiania befindliche Reederei meldet, von einem englischen Kriegsschiff aufgebracht und nach London geschleppt.

Australische Hilfe für England.

Rom, 15. Aug. (Tel.)

Aus London wird hierher gemeldet, daß von Australien demnächst ein Hilfskorps nach England abgeht.

Es gibt noch vernünftige Engländer.

Frankfurt, 15. Aug. (Tel.)

Aus Hamburg meldet die „Frankf. Ztg.“: Die Zahl der Engländer, die hier öffentlich gegen den Krieg protestieren, wächst. Sie unterstützen demonstrativ die Hamburger Kriegshilfe. Die englische Kirche wurde für Lazarettzwecke zur Verfügung gestellt. Fünf englische Firmen haben 2500 Mark gesammelt.

Dresden, 15. Aug. (Tel.)

Die hier noch wohnenden Engländer lassen öffentlich einen Dank aussprechen für die große Höflichkeit und Rücksicht, mit der sie auch gegenwärtig behandelt werden und für ihre Sicherheit gesorgt wird. An der Hilfsstätigkeit des Roten Kreuzes sind hier auch Engländer beteiligt.

Keine Verletzung der holländischen Neutralität.

Petersburg, 15. Aug. (Tel.)

Die Petersburger Telegraphen-Agentur meldet: Der niederländische Gesandte hat heute dem Minister des Auswärtigen eine schriftliche Erklärung überreicht, bezugslos entgegen den aus dem Ausland gekommenen Mitteilungen die Neutralität der Niederlande nicht verletzt worden ist, und wonach die Regierung der Niederlande beschlossen hat, die Neutralität während der ganzen Dauer des gegenwärtigen Krieges aufrechtzuerhalten.

Auf dem Felde der Ehre gefallen.

Jena, 15. Aug. (Tel.)

Der Professor der Physik an der hiesigen Universität Carl Baedeker ist, wie soeben drahtlich gemeldet wird, bei einem der letzten Kämpfe gefallen.

Schriftsteller als Kriegsfreiwillige.

Berlin, 15. Aug.

Der Verlagsbuchhändler und Schriftsteller Paul Langenscheidt hat sich, obwohl er bereits 51 Jahre alt ist, freiwillig gemeldet. Er ist zum Kommandeur einer Sanitätskompanie ernannt worden. Der bekannte Balladendichter Freiherr v. Münchhausen ist, obwohl er jahrelang Reserveoffizier war, als gemeiner Mann in die sächsische Armee eingetreten. Er wählte diesen Weg, um schnell vorn in die Front zu kommen.

Der jüngste Kämpfer Deutschlands.

Cuxhaven, 15. Aug. (Tel.)

Am Freitag ist in Cuxhaven auf seinen dringenden Antrag als jüngster Soldat der Kaiserlichen Marine (Oberhaupt unserer ganzen Wehrmacht) der 15 Jahre alte Finkenwälder Hermann Braker eingestellt worden. Er ist der Sohn eines auf See gebliebenen Finkenwälder Hochseefischers.

Das Eisene Kreuz ein Werk Schinkels.

Ueber das nunmehr erneuerte Eisene Kreuz vom Jahre 1813 berichtet der Direktor des Schinkel-Museums an der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg, Professor Dr. Zimmermann, eine Veröffentlichung vor. Der Gelehrte will an der Hand einer erstmaligen Publikation der Akten und Zeichnungen die Entstehung des Eisernen Kreuzes und Schinkels Anteil daran darlegen. Daß der große Architekt Entwürfe für das Denkzeichen aus großer Zeit vor hundert Jahren geschaffen hat, ist bisher kaum bekannt gewesen. Das damalige Eisene Kreuz zeigte im oberen Flügel ein gekröntes F. W., in der Mitte drei Eisenblätter und die Jahreszahl 1813. Ein eisernes Kreuz mit goldener Fassung erhielt bekanntlich nur Blücher.

Der Krieg und die deutsche Kolonialpresse.

Durch den Krieg ist die postalische Verbindung mit unseren Kolonien, ausgenommen die Südsee, unterbrochen. Die in Deutschland erscheinenden Kolonialzeitungen und -Zeitschriften können deshalb den Lesern in den Kolonien vorläufig nicht zugestellt werden. Aus diesem Grunde haben viele Kolonialfirmen ihre Inserate während der Kriegszeit abbestellt und die meisten Zeitungen und Zeitschriften haben ihren Lesern bereits mitgeteilt, daß sie nicht mehr in regelmäßiger Folge, sondern nach Bedürfnis erscheinen werden.

Rechnlich so dürfte es den Zeitungen in unseren Kolonien ergehen. Bei ihnen kommt noch hinzu, daß wahrscheinlich bald Mangel an Druckpapier eintreten wird und sie aus diesem Grunde ihr Erscheinen unter Umständen einstellen müssen. Außer den Amtsblättern erscheinen in Ostafrika: die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung in Dar-es-Salaam, die Usambarapost in Tanga; in Kamerun die Kamerunpost; in Südwestafrika: Südwestbote und Südwest in Windhoek, Deutsch-Südwestafrikanische Zeitung in Swakopmund, Keetmanshooper Zeitung und Lüderichbucher Zeitung. Außerdem erscheinen noch in einzelnen Kolonien eine Reihe Missionszeitschriften.

Fliegerbomben.

Der Festungskommandant von Wilhelmshaven hatte die Vertreter der Presse zu einer Unterredung eingeladen, in welcher er ihnen beruhigende Mitteilungen über

Fliegerbomben u. a. machte. Er führte u. a. aus: In den ersten Tagen nach der Mobilmachung sind hier Besorgnisse wegen des Erscheinens feindlicher Flugzeuge und des Abwurfes von Bomben auf ihnen entstanden. Diese Besorgnisse sind vollkommen unbegründet. Es ist zwar in einer Nacht auf angeblich feindliche Flugzeuge vorzeitig geschossen worden, doch hat es sich hierbei anscheinend um eine Sinnestäuschung gehandelt, denn ein feindliches Flugzeug ist nach den bisherigen Ermittlungen über Wilhelmshaven nicht gesichtet worden. Es ist auch sehr zweifelhaft, daß ein solches hier erscheinen wird, um Bomben abzuwerfen, weil es kaum möglich ist, daß ein Flugzeug, welches den weiten Weg von Frankreich hierher und zurück durchfliegen muß, neben dem hierfür erforderlichen großen Benzinvorrat noch größere Bomben an Bord nehmen kann. Diese müßten vielmehr sehr klein und infolgedessen ungeschicklich sein. Für Privathäuser besteht nach dieser Richtung so gut wie gar keine Gefahr.

Eine andere Frage wäre die, ob englische Wasserflugzeuge nach einer Abklärung des Weges ihren Flug hierher nehmen könnten. Es ist selbstverständlich, daß wir diese Möglichkeit ins Auge gefaßt und die erforderlichen Maßnahmen getroffen haben. Dann die Bomben aus Luftkrenzern. Diese sind viel weniger zu fürchten als dem einfachen Grunde, weil Frankreich und England Luftkrenzern von der Leistungsfähigkeit unserer Zeppeline überhaupt nicht besitzen. Sie haben weit kleinere Luftschiffe, die gar nicht im Stande sind, so weite Reisen mit dem nötigen Benzinvorrat für die Hin- und Rückfahrt und einem Bombenvorrat zurückzulegen. Die Bevölkerung kann also ganz beruhigt sein. Das unnütze Geschießen auf Flugzeuge, namentlich aber auf Luftkrenzer muß deshalb unter allen Umständen aufhören.

Die Stimmung in Deutschland.

Einem Privatbriefe, der aus Horrem nach Wiesbaden gesandt wurde, entnehmen wir das Folgende:

Die englische Flotte mag sich vor Zeppelin und Genossen in Acht nehmen! Als wir am Abend des 7. August hier den Donner der bei Lüttich kämpfenden Kanonen hörten, knatterten plötzlich 1/21 Uhr die Maschinen des Zeppelin. Trotz fürchterlichen Regenwetters stritten wir in die rabenschwarze Nacht und sahen den Koloss dicht über unserem Haupt nach dem Schlachtfeld fahren. Es war eine schaurig schöne Situation und die rasende Fahrt in das Schwarze nötigte uns höchste Bewunderung ab. Um 4 Uhr kam er zurück. . . Lüttich wäre nicht so schnell genommen worden, wenn Zeppelin nicht 12 Bomben geworfen hätte. Wir sind hier vielleicht in größerer Gefahr gewesen, als wir gewußt haben, denn die Franzosen wollten doch über Aachen nach Köln. Es ist unbeschreiblich, was hier durchgekommen ist. Horrem ist ein Kriegslager. Jeder Tag 10 Mann Einquartierung, System Heuschrecken! Das geht in den Kampf wie in einen historischen Festung! Dieser Mut und diese Begeisterung und die Mut gegen die Franzosen und Belgier. Wenn die Leute nach langem Marsch ins Quartier kommen, fragen sie nicht nach Essen und Trinken, sondern immer erst danach, wie weit es noch bis zur Grenze ist. Jeder ist nicht eher zufrieden, als bis er auf seinem Bajonett einen „belgischen Kopp“ hat, wie unsere biedere Einquartierung sagte. Die Leute waren alle sehr nett und zufrieden. Die 10 Mann, welche diese Nacht um 1 Uhr kamen, hatten 8 Tage lang kein Bett gesehen und stießen ein Freundengedult an, als sie bei uns die 10 Betten sahen! Kaffee luden wir uns kubikmeterweise, Würste verschwinden wie beim Zauberer, und Zigaretten habe ich nie genug.

Deutschlands Fleischversorgung.

So wie die Ernährung unseres Volkes in dieser Kriegszeit durch Brotgetreide gesichert erscheint, gibt auch die Frage der Fleischversorgung nicht für uns den mindesten Anlaß zur Beunruhigung. Unsere Landwirtschaft hat ausreichende Reserven, die auch bei der Stockung der ausländischen Zufuhr unsere Ernährung sicherstellen. Die Bedeutung des Auslandes für unsere Fleischversorgung wird überhaupt meist überschätzt. Selbst wenn wir damit rechnen, daß über die neutralen Grenzen von Dänemark und Holland kein Schlachtvieh zu uns herüberkommt, und daß die jetzige Vollfreiheit nicht Anlaß geben sollte, auch hier und da aus dem Kriegsgebiete Schlachtvieh in das deutsche Reich zu schaffen, zeigt der Hinweis auf unsere Viehbestände, daß wir uns keiner Sorge hinzugeben brauchen.

Das wichtige Kontingent bei der Fleischversorgung bilden die Schweine, die wir noch im ersten halben Jahre so zahlreich zur Verfügung hatten, daß für diesen Zeitraum ein Ausfuhrüberschuß von 23405 Schweinen zu verzeichnen war, während in der gleichen Zeit des Vorjahres ein Einfuhrüberschuß von 75870 Stück bestand. Nach der „Auffrierten landwirtschaftlichen Zeitung“ ergab die am 2. Juni 1914 vorgenommene Schweinezählung 21 821 000 Tiere gegen 25 274 000 Stück am 2. Juni d. J. Diese also noch vor zwei Monaten künstlich aufgenommene Anzahl von über 25 Millionen Schweinen bedeutet eine Steigerung des Bestandes um 15,8 Prozent gegenüber der gleichen Zeit des Vorjahres. Die Folge davon war, daß die Schlachtmärkte schon seit Monaten ein Ueberangebot von Schweinen zu verzeichnen hatten und schlachtreife Schweine zum Teil überhaupt nicht verkauft werden konnten.

Die zweitwichtigste Rolle bildet die Versorgung mit Rindvieh. Davon wurden am 1. Dezember 1913 rund 21 Millionen Stück gezählt. Ferner zu dem gleichen Zeitpunkt rund 5 1/2 Millionen Schafe und 35 Millionen Schweine. Der Krieg wird natürlich in dem Kontingent eine gewaltige Verschiebung hervorrufen. Zunächst bringt es die allgemeine Lage mit sich, daß sich mehr oder weniger starke Einschränkungen im Fleischbedarf zeigen werden, auf der anderen Seite aber die Versorgung des Heeres erhöhte Ansprüche mit sich bringen. Es läßt sich natürlich gegenwärtig nicht übersehen, wie stark dadurch die allgemeine Versorgung beeinflusst wird.

Wie gering die Bedeutung der Vieheinfuhr für unsere Schlachtungen ist, zeigt der Hinweis darauf, daß von rund 3090 000 Stück Rindvieh und 4 000 000 Kälbern, die im Vorjahre geschlachtet wurden, nur 222 000 Stück aus dem Auslande stammten. Von Schweinen wurden 17 880 000 Stück geschlachtet, von denen 146 000, also nur 1/4 v. H. ausländischer Herkunft waren. Hierbei handelt es sich nur um die gewerblichen Schlachtungen, zu denen noch die Hauschlachtungen kommen würden, die auf 1/2 bis 1/4 der ersteren, nach dem Fleischgewichte berechnet, geschätzt werden, so daß das Verhältnis der ausländischen Kontingente Schlachtvieh zu der heimischen Produktion sich noch mehr zugunsten des letzteren stellt.

Die Grundzüge für die Verwendung der französischen Kavallerie.

Von unserem militärischen G. R.-Mitarbeiter.

In den Plänen Australiens und Frankreichs, wie sie durch bedeutende Steigerungen der Friedensstärke 1913 und vor allem auch der „Mobilisables“ zu jeder Jahreszeit 1913 und 1914 schon zu ahnen waren, jetzt aber unverkennbar zutage getreten sind, nämlich Deutschland in der Form eines Ueberfalls anzugreifen — Pläne, die nun dank der Schnelligkeit der deutschen Mobilmachung als absolut gescheitert betrachtet werden dürfen — spielen naturgemäß die Eindücke harter Reitermassen eine wichtige Hauptrolle. Gewaltige russische, im Frieden schon mobile Reiterkorps sah die Phantasie in beiden Ländern an der langen deutschen Grenze überall einbrechen, Mobilmachung und Aufmarsch überall hörend, Kunstbauten an Eisenbahn- und Flußübergängen sprengend, französische den Schleier der deutschen Vortruppen durchstoßend, die deutsche Heereskavallerie werfen, deutsche Kräfteverteilung ganz genau feststellen und der französischen Oberführung baldigst die Grundlagen für die ersten Operationen schaffen. — Und heute steht im Osten und Westen keine feindliche Reitermasse mehr auf deutschem Boden! Nach berühmten Muster, ja fast buchstäblich unsere Weisung übernehmend, haben dabei die neuen französischen Vorschriften, die „Anleitung für die Führung großer Verbände im Krieg“, „Neues Reglement für den Felddienst“ und „Französisches Kavallerie-Exerzierreglement“ nachdrücklich ausgesprochen, daß es vor allem darauf ankomme, die feindliche Heereskavallerie aus dem Felde zu schlagen, wozu die Kräfte nahe beieinander zu halten seien. Und im Kapitel 8 der „Anleitung für die Führung großer Verbände im Krieg“ lautet der Grundgedanke für die Verwendung von Kavalleriekorps: Vereinigung der Kräfte gegen die feindliche Heereskavallerie, möglichst weite Ausbreitung, wenn diese geschlagen ist. Das Kavalleriekorps wird auf Befehl des Armeeführers oder des Oberbefehlshabers aus zwei oder mehr Kavalleriedivisionen gebildet. (Für die Herbeiführung zu je 1914 hatte man Manöver von zwei Kavalleriekorps aus drei Divisionen und je einer halben Infanteriedivision gegen einander angefeht.) Die Aufteilung mehrerer Infanteriebataillone ist die Regel. Aus dem allen ergibt sich, daß ein Zusammenstoßen von Reitermassen französischerseits angestrebt wird, wenn der Schleier, hinter dem der Gegner seine Stellungen beziehungsweise Bewegungen verbirgt, durchstoßen ist, woran sich französische Kavallerie

An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Während knäulte sie den Brief zusammen, als sie ihn gelesen hatte. Der Born leuchtete aus ihren blauen Augen, und ihr Bufen wogte wild auf und nieder, sodas Helene sie ganz erschrocken ansah.

„Dast du eine so unangenehme Nachricht erhalten?“ fragte sie besorgt.

Dlga warf ihr den Brief hin.

„Da lies,“ sagte sie, „wenn du ein Dokument menschlicher Gemeinheit sehen willst.“

Helene glättete das Papier und las.

„Das ist wohl derselbe Fürst Nay,“ sagte sie, „der meinen Bruder verführte, Komidatschi zu werden? O, dieser Mensch war mir von allem Anfang an verhaßt. Er hat unsere Familie auseinandergerissen. So heimtückisch ist er wie eine Schlange, die sich von hinten an ihre Opfer heranschleicht.“

„Er ist des Teufels Abgesandter oder der Teufel selber,“ rief Dlga. „Nur auf die Erde geschickt, um Böses zu tun. Und ihm bin ich ausgeliefert; dieser Mensch kann eines Tages mein Schicksal sein. O, es ist zum Wahnsinnigwerden!“

„Was ist das für eine Geschichte, auf die er da anspielt?“ fragte Helene.

„Das ist ja eben die Aette, an der er mich hält,“ rief die schöne Frau. „In ruhigen Tagen werde ich sie dir einmal erzählen. Jetzt ist die Zeit der Träume vorbei. Ich muß fort.“

Die beiden Frauen sanken einander an die Brust und weinten und küßten sich.

Dann holte Helene ihren Bruder.

„Sie wissen,“ sagte Dlga zu dem Jüngling, was Sie mir in Belgrad versprochen haben?“

„Ja,“ erwiderte er mit leuchtenden Augen.

„Endlich sah er sich am Ziel seiner Wünsche. Allein mit der schönen Frau in den einsamen Bergen, er ihr Schützer, ihr Ritter — jetzt mußte es ihm gelingen, ihre Liebe zu gewinnen. Er war bereit, für sie zu sterben.“

Der Führer der Bande, ein in den mazedonischen Kämpfen ergrauter Komidatschi, wurde mit ins Vertrauen gezogen.

„Ich habe einen Freund in Srebrenica,“ sagte er. „Den will ich verheiraten, daß er Sie dort erwartet. Von dort wird er Sie übers Gebirge an die Straße nach Serajewo führen. Aber es ist ein harter Weg, Frau, besonders im Winter.“

„Ich muß ihn gehen,“ antwortete sie.

Am selben Tag noch schickte der Mann seine Boten über die Drina. Sie sollten ihm den Bescheid bringen, daß der Mann in Srebrenica bereit sei. Aber sie kamen nicht zurück. Den einen hatte der Eder Toni erschossen; die beiden anderen hielt der grimmige Gighi Hassan unter Schloß und Riegel.

Als Tag um Tag verging, ohne daß die Boten sich einstellten, ward es klar, daß sie den Oesterreichern in die Hände gefallen sein mußten.

Und als eine ganze Woche herum war, sagte der alte Komidatschi:

„Die verdammten Schwabas haben sie sicher abgefangen!“

In dem tiefsten Winkel ihres Herzens fühlte Dlga eine heiße Freude emporkriegen, daß sie noch nicht fort mußte. Und zugleich war sie stolz auf den Geliebten, der so fest seine Pflicht tat und keinen Feind duldete.

Auch Helene war glücklich. Brauchte doch ihr Bruder nicht das tollkühne Abenteuer zu wagen.

Aber da kam nach zwei Wochen ein neuer Brief Nays. Ganz kurz war er, aber gerade aus seiner Kürze war die Drohung herauszulesen, die er enthielt.

„Dochste Zeit! Nay.“

Das war alles. Aber die starke, mutige Dlga erbleichte, als sie die drei Worte las.

Sie zog die weinende Freundin an die Brust und sagte ihr in feierlichem Tone:

„Ich muß es wagen. Ich muß. Verzeih mir, daß ich keinen Bruder mitreife. Verfluchte nicht mich, sondern jenen Schurken dafür. Vere zu Gott, daß wir entkommen. Aber wenn du mich wirklich lieb hast, dann bleib du zu ihm, daß sie uns fangen.“

Helene sentte das Haupt und weinte.

Neuntes Kapitel.

Von Vitkovici her jagte ein Dragoner in gestrecktem Galopp auf Macovac los. Spät am Abend war's, und die beiden Offiziere rauchten gerade ihre Nachtmahlzigaretten, als der Soldat vor ihr Haus sprengte. Sie stürzten beide hinaus, als sie ihn von drinnen hörten.

Der Mann war atemlos. Und die vorgeschriebene Form seiner Meldung vermaß er auch in seiner Aufregung. „Herr Oberleutnant,“ rief er hervor, „nicht weit von Vitkovici ist eine Bande von ungefähr dreißig bis vierzig Mann dabei, über die Drina zu gehen.“

Durch das schlafende Dorf gellte das Alarmsignal. Fünf Minuten später standen die Strafuni marschbereit da, und die Dragoner trabten herbei.

Franz sah auf. Er und Desider hatten sich schnell vereinigt.

„Ich reite auf Vitkovici zu,“ sagte Franz; „werde die schon rechtzeitig Meldung schicken. Teufel — was ist denn das?“

Um die Dorfstraße bog ein zweiter Dragoner herum. Er kam augenscheinlich von Süden her.

Vor den Offizieren parierte er sein dampfendes Pferd, daß es sich auf den Hinterrufen aufbäumte, und überreichte Desider eine geschriebene Meldung.

Zugführer Nagu meldete, daß von dem am rechten Ufer der Drina, etwa tausend Meter oberhalb Subovizja gelegenen Orte Bulovica, eine Bande von ungefähr zwanzig Mann sich dem Flusse näherte, augenscheinlich in der Absicht, ihn zu überschreiten.

„Was ist denn los?“ fragten sich die Offiziere verwundert.

„Am Ende ist der Krieg erklärt,“ meinte Franz, „und die wissen das früher als wir.“

„Was kümmert uns das,“ rief Desider; „sie kommen und sie sollen uns bereit finden. Rinder,“ wandte er sich an seinen Mann, „wir haben da von zweiten Seiten Meldung erhalten, daß die Serben im Anmarsch sind. Jetzt geht's, Gott sei Dank, endlich los!“

Die Strafuni und die Dragoner brachen in nicht endenwollendes Durra aus. Gighi Hassan schrie nicht mit, aber in seinen schwarzen Augen begann es zu funkeln.

Er blieb im Ort zurück mit seinen fünf Gendarmen und nach fünf Minuten jagte er mit seinem Reiter in die Richtung nach der anderen Seite hin ab. Vorwärts stellte der alte Soldat rings um den Ort Wachen auf, um von allen Seiten sicher zu sein. Er selbst erkannte sich zum Wächterposten am Eingang des Dorfes, von wo aus er das gegenüberliegende Ufer überblicken konnte. Gelassen blickte er sich in seinen Mantel, setzte sich auf einen Weidenzweig und legte das Gewehr auf die Knie. Und wartete.

eine schnelle Behandlung der Sendungen ermöglicht. Die Angaben der Adressen sind vielfach so unklar und unübersichtlich, daß ihre Entzifferung die Bearbeitung der anderen Sendungen föhrt. Die Angabe „Soldatenbrief-Eigene Angelegenheit des Empfängers“ ist überflüssig, da am oberen Rande der Sendung „Feldpostbrief“ oder „Feldpostkarte“ angegeben sein muß. Dagegen muß unbedingt der Truppenteil, dem der Empfänger angehört, so genau angegeben werden, als es dem Absender irgend möglich ist. Wir machen unsere Leser nochmals darauf aufmerksam, daß sie gut daran tun, zu Mitteilungen an die Angehörigen des Feldheeres vorgegebene Feldpostbriefumschläge und Feldpostkarten zu verwenden und diese Formulare recht sorgfältig, klar und deutlich auszufüllen. Feldpostbriefumschläge sind zum Preise von 1 Pfg. für je 2 Stück und Feldpostkarten zum Preise von 5 Pfg. für je 10 Stück bei allen Postämtern, Posthilfsstellen und amtlichen Markenverkaufsstellen zu haben. Auch können im Privatwege hergestellte Feldpostbriefumschläge und Feldpostkarten, die den amtlichen Normen entsprechen, an vielen Stellen bezogen werden. Pakete an Angehörige der mobilen Truppenteile sind vorerst nicht zugelassen.

Der erste Verwundete in Wiesbaden. Der im Pausenstück zur Ausheilung seiner im Kampfe erhaltenen Wunden untergebrachte Offizier ist der Kommandeur des 1. Bataillons im Infanterie-Regiment Nr. 138, Freiherr von Schroetter. Die Verwundung besteht in einem Schuß durch den rechten Oberarm, eine durch einen Geschossmantel hervorgerufene Ferresehrung, ebenfalls am rechten Oberarm, und eine leichtere Verletzung durch den eigenen Säbel, der infolge des Anpralls eines Geschosses auf den rechten Oberarm zurückgeschlagen wurde. Obgleich die beiden erstgenannten Verletzungen schwer sind, ist doch Hoffnung vorhanden, daß der Arm wieder ganz gesundet und auch nicht steif werden wird. Weitere Mitteilungen verbieten sich aus nachstehenden Gründen einstweilen noch.

Für die freiwillige Arieaschilfe waren beim Kreis-Komitee des Roten Kreuzes bis gestern abend 1/2 Uhr auf dem Rathaus etwas über 200 000 Mark eingegangen.

Das ganze Vereinsvermögen der Arieaschilfe geopfert. Der Verein deutscher Bureau- und Kassienbeamten hat beschlossen, die Hälfte seines 600 Mark betragenden Vermögens der Zentralstelle für freiwillige Hilfstätigkeit im Kriege (Rathaus-Besaal) zu überweisen und diesen Betrag durch freiwillige Spenden seiner nicht zu den Fahnen gerufenen Mitglieder nach Möglichkeit zu erhöhen. Die andere Hälfte des Vereinsvermögens soll zur Pinderung der Not bei den aus dem Felde zurückkehrenden Kollegen bzw. bei deren Hinterbliebenen bereitgehalten werden.

Vorlesung der Ferien. In einigen Schulen kann, da die Gebäude von der Militärbehörde in Anspruch genommen sind, der Unterricht vorläufig noch nicht aufgenommen werden. Bis jetzt haben die Vorlesung der Ferien angezeigt das Städtische Realgymnasium und das Städtische Lyzeum II. Der Wiederbeginn des Unterrichts wird demnächst bekanntgegeben werden.

Erleichterung der Rheinschiffahrt. Die größeren Rheinschiffahrtsgesellschaften beschlossen im Einvernehmen mit den Handelskammern Mainz, Frankfurt und Mannheim, keine Frachtschläge einzutreten zu lassen, um eine Verbilligung der Lebensmittel zu ermöglichen. Der Güter- und der Personenverkehr zwischen Rotterdam und Mannheim ist wieder aufgenommen worden.

Die Schwalben sind schon fort. Zu dieser Notiz, in der ein Freund unseres Blattes seine Beobachtungen schildert, teilt uns ein Leser mit, daß die Mauer- und Feldschwalben, die uns stets in den ersten Tagen des August verlassen; am 2. August habe er noch eine größere Anzahl, vom 3. an aber keine mehr gesehen. Dieser frühzeitige Fortzug erfolge ohne Rücksicht auf gutes oder schlechtes Wetter und habe natürlich mit dem Kriegsausbruch nichts zu tun. Wie immer, erscheinen nach dem Fortzug der Mauer- und Feldschwalben aus der Umgebung Rauch- und Haus- und Feldschwalben in der Stadt, allerdings nicht in solchen Scharen wie jene, und diese werden uns sicherlich nicht vor ihrer gewöhnlichen Zeit, nämlich in 3-4 Wochen verlassen.

Kurhaus, Theater, Vereine, Vorträge usw.

Spangenberg'sches Konservatorium für Musik. Der Unterricht beginnt, wie ursprünglich vorgesehen, am Dienstag, 25. August.

Schreibers Konservatorium für Musik, Adolfsstraße 6. Der Unterricht in sämtlichen Fächern der Musik beginnt am Montag, 17. August. Neuanmeldungen werden täglich entgegengenommen.

Station an die Mauer des Stationsgebäudes bestete. — Auf allen Stationen bis Brest — die Fahrt dauerte 2 Stunden — erregte Stimmung, verängstigte Frauengesichter und gestikulierende Männer. — Endlich ein langer Pfiff der Lokomotive und wir fuhr in Brest ein! —

Aber hier der Trübel! — Die erste Nachricht für uns war, daß kein Zug mehr nach Paris führe, — die zweite, daß der Nachzug doch noch führe, aber der letzte wäre, der Nichtmilitärpersonen befördere — und das stimmte! —

Der Bahnhof wimmelte von Soldaten der Landarmee und der Flotte. Reservisten drängten sich durch die topförmige Menge, Hotelwagen, Droschken und Omnibusse, vollgeproppelt mit Gepäck und Menschen, kamen an, Abschiedsgesängen, Geschrei und Gedränge, dazwischen die nie fehlenden „gamins“ — die freundlichen überall vorhandenen, überall hindernden Straßenjungen, welche das Auge des Geistes mit Stockschlägen verfolgte. — Endlich, nach vieler Mühe Abstempelung meiner Rückfahrkarte, Pläze erobert und unter Aufen „a Berlin“, „bas les Prussions“, setzte sich der endlos lange Zug in Bewegung. — Die ganze Nacht war an Ruhe nicht zu denken, überall — so n. B. im Städtchen Mortat — kolossaler Andrang von Zivilisten und Reservisten, nicht zu bewältigendes Gepäck, Abschiedsgesängen, Hornsignale und aufgeregtes Geschwätz über die fremden „pommes de terre“, wie man uns neuerdings in Frankreich zu nennen beliebt. — So ging's weiter gen Paris über Nouen — weiter, weiter — — Endlich dämmerte der Morgen, ein schöner Tag sollte es werden. Freundlich glänzte die Sonne und beschien die gut stehenden Felder, auf denen die Ernte begonnen hatte. Es war Sonntag, den 2. August, aber die sonntägliche Stille und Ruhe fehlte. An den Stationen, vor den Häuten der Dörfer Weiber und Kinder, alte Männer, auf den Bahnhöfen Ansammlungen von Reservisten, darunter schon einige Soldaten und Offiziere, welche den Eindrucksdienst versahen. Die Bahn, die Brücken und Uebergänge bewacht von Leuten in blauen Kitteln, das Bajonett aufgeschraubt, wichtigere Punkte von regulärem Militär besetzt. Die Damen im Coupée benahmen sich wie die Bekrüdten, applaudierten und riefen „Bravo, mes braves“, und so durcheilten wir das aufgeregte, aufgeschredete Land mit endlosen Aufenthalten, welche uns bereits vollgehoppte Militärzüge bereiteten. St. Cyr — die

Nachsendung der Wiesbadener Zeitung an die Angehörigen des Heeres.

Die Lieferung der „Wiesbadener Zeitung“ kann auch während der Dauer des Krieges durch Vermittelung der Feldpost erfolgen. Man beachte hierüber nachstehendes:

1. Postabonnenten haben die Nachsendung bei dem Postamt, durch das sie die „Wiesbadener Zeitung“ bisher erhielten, zu veranlassen, wofür die Post eine Umschlaggebür von 40 Pfennig für jeden Kalendermonat berechnet.

2. Unsere Wiesbadener Abonnenten und diejenigen unserer Agenturen beantragen die Nachsendung durch unsere Hauptgeschäftsstelle an der Gebür von 70 Pfennig (50 Pfennig Postüberweisungsgebür und 40 Pfennig Umschlaggebür) für jeden Kalendermonat.

3. Neu hinzutretende Abonnenten wollen ihre Bestellung entweder bei unserer Hauptgeschäftsstelle oder bei ihrer Postanstalt zum Preise von 80 Pfennig bzw. 1 Mark per Monat, jeweils auswärts 40 Pfennig Umschlaggebür veranlassen. Stadt- und Agenturabonnenten zahlen außerdem noch die übliche Ueberweisungsgebür von 30 Pfennig.

Die entsprechenden Gebürren sind dem Auftrag beizufügen. Adressen sind genau anzugeben und müssen außer Namen und Dienstadt die Angabe des Regiments, der Kompanie, Batterie, Schwadron, wie auch die Bezeichnung der Brigade, Division und des Armeekorps enthalten.

Wiesbadener Zeitung.

Aus den Vororten.

Erbenheim.

Kriegsfürsorge.

Nachdem bereits seit Ende voriger Woche die hiesige freiwillige Sanitätskolonne vom Roten Kreuz eine Sammlung zum Behen der freiwilligen Kriegskrankenpflege eingeleitet hat, hatten sich auf Einladung des Herrn Pfarrer Hummerich am Dienstag die Vorstände sämtlicher hiesigen Vereine zu einer Besprechung im Gasthaus „Zum Schwanen“ eingefunden. Es wurde ein Arbeitsausschuß gewählt, und zwar je 1 Mitglied der anwesenden Vereine. Die Vertreter derselben stellen ausnahmslos einen Teil ihres Vereinsvermögens, ja einige ihr ganzes Vermögen, für das Rote Kreuz und für die bedürftigen Hinterbliebenen der zur Fahne eingezogenen Krieger zur Verfügung. Auch gründete sich am Freitag Abend hier ein Frauenverein „Kriegsfürsorge“ mit einem Arbeitsausschuß mit Anschluß an die Männervereinigung unter Festlegung eines wöchentlichen Beitrags während der Kriegsdauer. Die Unterhaltung der Zurückgebliebenen der Kriegsteilnehmer soll vornehmlich in Naturalien erfolgen.

Raffau und Nachbargebiete.

August Gasser 7.

Nur um zwei Tage durfte der Lehrer-Patriarch August Gasser zu Eppenhain seinen 80. Geburtstag überleben.

Wie uns aus Eppstein, 15. Aug., gemeldet wird, ist der verdienstvolle Vorkämpfer der raffauischen Lehrerschaft am 14. August sanft dahingeschieden.

Nicht nur in Eppenhain — dem Luftkurort, dem August Gasser seine Gründung und sein Gedeihen verdankt — wird der Tod des bis ins hohe Greisenalter unermüdlich tätigen Mannes mit Trauer empfunden werden, in ganz Raffau wird die Lehrerschaft den Verlust, den sie erleidet, schmerzlich fühlen; werden die Lehrer, die toden noch durch das Schulblatt dem Achtziger ihre Geburtstagswünsche dargebracht, dem einstigen 1. Vorsitzenden des Zentralvorstandes nachtrauern.

Und in ganz Raffau wird man den Verlust mit empfinden: war doch der alte Gasser als Mensch wie in Ausübung seines Berufes eine hervorragende Gestalt, ein ganzer Mann von echtem Schrot und Korn. Sein Andenken wird hochgehalten werden bei allen, die ihn gekannt haben.

Kriegsschule Frankreich — mit den Vorbereitungen zur Mobilmachung, konnten wir ungefähr eine halbe Stunde lang beobachten. Auf den niedriger gelegenen Gelsen des Bahnhofes dampften an 30 Lokomotiven, endlose Reihen von Waggons, besetzt mit Pontons, mit Reservadern für die Artillerie, mit Säcken und Broten, mit Heu und Getreide, Viehtransporte, ein Zug mit einem fertigen Reiterregiment — alles in schönster Ordnung, wartete nur auf den Befehl zum Abfahren. An Versailles ging es vorüber — welche Gefühle löste dieser Ort in unseren deutschen Herzen aus — Weiter. — Endlich, endlich — Paris — Bahnhof Montparnasse — mit stündiger Verspätung! — Bahnstümmiges Gedränge, Militär, Geschrei und Aufe nach Kindern, Frauen, Männern, nach „Bagage“ und Gepäckträgern. — Glück auf der Straße. — Auto — Auto! — Ja, vergebens, alle besetzt, keine Droschke, nichts zu haben und hatte man eine, kam ein „höflicher“ Franzose und belegte sie für sich mit Beschlag und wir „Strangers“ wurden einfach wieder hinausgeworfen. Schöne Ausfahrten, denn soeben hatten wir gelesen, daß alle Deutschen bis abends um 5 Uhr die Stadt und Frankreich zu verlassen hätten! —

Wo verlassen? Wie verlassen? — Wo erfahren wir das? —

Unser einziger Gedanke war ja nur — hinaus, hinaus, zurück nach Deutschland! — Endlich ein Auto, welches uns auf unseren Wunsch zum garo de l'Est fuhr. Tausende von Menschen, hauptsächlich Fanhagen, umlagerten das Gebäude. Wir wurden mit unserem Gepäck als Fremde erkannt. „Cochees allemands“, schrie man, Häute wurden geschüttelt, die Menge verstopfte uns den Weg, man stieg links und rechts auf die Trittbretter uneres Autos und brüllte uns an, aber — im entscheidenden Augenblick gab unfer hier sei es zu seinem Lob gesagt — sehr anständiger Autoführer Volldampf und wir waren die Bande los, die uns sicher wenigstens gründlich gepörrgelt hätte, — wenn nicht mehr! — Der Bahnhof war bereits geschlossen. — Wohin nun? — Vorwärts in das „Hotel de Pavillon“, dort wird man was wissen, man heberbergt dort stets Deutsche. — Angeworfen, der Portier bebauert uns nicht aufschmecken zu können, da Deutsche ausgewiesen seien. Wir wollten ja gar nicht bleiben, fragten nur „wohin“ — und da fiel das erlösende Wort: „Garo du Nord“ über Brüssel an die deutsche Grenae.“ —

Winkel, 15. Aug. In's Heer. Der zweite Sohn des Grafen Matuschka-Griffenklau zu Schloß Wollrad, Graf Karl Philipp, zuletzt Portepce-Untersoffizier der Hauptkadettenanstalt in Groß-Pichersfeld, ist nach Ablegung des Abiturientenexamens zum Leutnant befördert worden.

Letzte Kriegsdepeschen. Falsche Gerüchte.

Es werden wieder unverantwortliche Gerüchte über unsere an der Westgrenze stehenden Truppen verbreitet. Wir warnen das Publikum dringend davor, solche Gerüchte weiter zu tragen, da dies furchbar ist. Die Dessenlichkeit wird sich mit möglicher Eile von den amtlichen Stellen über alle Vorgänge von Bedeutung im Kenntnis gesetzt. Gerüchte, wie sie jetzt wieder umgehen, werden höchstwahrscheinlich von Agenten unserer Feinde angebracht. Man wird gut tun, jeder, der die abernen Unwahrheiten weiter erzählt, der Polizei anzuzeigen. Das ist vaterländische Pflicht.

Ein vernünftiger Beschluß der Mailänder Presse.

Dem „Leipz. Tagebl.“ wird aus Mailand gemeldet: Die Zeitungen in Mailand einschließlich die sozialistischen, jedoch mit Ausschluß des dreibundfeindlichen „Secolo“, haben infolge der fortdauernden unwaren Verichte der „Agence Havas“ in Paris über deutsch-italienische Vorgänge beschlossen, die Benutzung der Havas-Meldungen während der Dauer des Krieges einzustellen. Die letzte Havas-Meldung betraf eine angebliche deutsche Niederlage bei Lüttich.

Leere Versprechungen Rußlands an die Polen.

Kopenhagen, 15. Aug. (Tel.)

Der russische Generalissimus sichert noch hier eingetroffenen Meldungen in einem Aufruf den Schutz des russischen Heeres und der Regierung allen deutschen und österreicherisch-ungarischen Polen an, die amtsind, zum Slaventum zu halten, für das Rußland zu kämpfen gezwungen sei.

Karlsruhe, 15. Aug. (Tel.) Der erste größere Lazarettzug der Militärverwaltung traf heute Sonntag hier ein. Der Zug bestand aus 50 Wagen. Etwa 300 meist Schwerverwundete befanden sich in dem Zuge; angekladen wurden 34 Mann, die in das Städtische Krankenhaus, das als Reserve-Lazarett Nr. 1 dient, gebracht wurden.

Die Hände auf für Liebesgaben!

Wir bitten alle unsere Leser herzlich, so viel es in ihren Kräften liegt, die Liebestätigkeit des Roten Kreuzes zu unterstützen. Unsere Hauptgeschäftsstelle Nikolastraße 11, sowie unsere Nebenstellen Mauritiusstraße 12 und Viktoriastraße 29 sind bereit, Geldspenden und sonstige Gaben entgegenzunehmen und sie dem Kreis-Komitee des Roten Kreuzes zuzuführen. Ueber die Spenden wird in unserer Zeitung öffentlich Quittung geleistet werden.

Druck und Verlag: Wiesbadener Verlagsanstalt G. m. b. H. (Direktion: Seb. Niedner) in Wiesbaden. Chefredakteur: Bernhard Grothus. — Verantwortlich für Politik: Bernhard Grothus; für Neuigkeiten und Volkswirtschaftlichen Teil: H. E. Eisenberger; für den übrigen redaktionellen Teil: Carl Diebel; für den Anzeigenteil: Willu Schubert. Sämtlich in Wiesbaden.

Vorwärts gare du Nord! — Dort alle Türen geschlossen, von Militär bewacht. Kein Bilettschalter offen und vor dem Bahnhof eine endlose Menge von Deutschen, zu dreien in einer Reihe, eine ganze Straße ausfüllend. Dazwischen Herren vom deutschen Konsulat, welche Wagen und Fahrkarten austeilten an die unglücklichen Leute, die alles im Stiche lassen mußten, um, nur mit den Nötigsten versehen, Deutschland noch zu erreichen!

In Paris bleiben müssen war so gut wie selbstverständlich und das Gouvernement hatte bekannt gemacht, daß Deutschen in das Innere Frankreichs gebracht werden würden und dort arbeiten müßten — Frauen wie Männer — und dafür dort vom Staat ernährt und geschäft werden.

Man danke allgemein für diesen Genuß, und lasse das Weite! — Leider sind hunderte — ja tausende Deutsche zurückgeblieben, welche teils die letzten Tage — nur der 2. August war zum Verlassen der Heimat bis 5 Uhr abends freigegeben — verdammt, teils überhaupt wegen Ueberfüllung nicht mehr mitfahren und unter Jammern und Bitten, außer sich vor Angst, den letzten Zug, die letzte Möglichkeit, in die Heimat zu kommen, entschwinden sahen.

(Schluß folgt.)

Das Mainzer Stadttheater und der Krieg.

In dieser Angelegenheit (Vergl. den Artikel im vorherigen Abendblatt) wird den Mainzer „N. N.“ von autoritativer Seite mitgeteilt, daß man der Theaterfrage für nächste Saison an maßgebender Stelle mit aller Entschiedenheit näherzutreten wird. Es ist Hoffnung vorhanden, unter anderen Modalitäten und nach Maßgabe der verfügbaren lebenden Kräfte Theateraufführungen in weitaus besserer Weise zustande zu bringen, so daß die Mainzer in den Kriegstagen die Erholung und Erbauung in dem Theater nicht zu entbehren brauchen. Die Bürgergemeinwesen in diesem Sinne tätig sein und zwar wird sie sich in Gemeinschaft mit dem Vorsitzenden der Theaterdeputation, Herrn Veigeordneten Kommerzienrat Mayer, der Gelegenheit sofort annehmen, um die bestmögliche Lösung der kurzzerhand preisgegebenen Personal Angelegenheit zur Tätigkeit und eine Erwerbsquelle geschaffen wird!

Unsere grossen Vorräte in allen Rohmaterialien machen es uns möglich, unsere Fabrikate

Das selbsttätige Waschmittel „Persil“

dessen besondere Eigenschaft als Desinfektionsmittel (auch für Krankenwäsche) besonders hervorzuheben ist, ferner unsere

„Henkel's Bleich-Soda“

zu bisherigen Preisen und Bedingungen zu liefern. Wir erwarten daher auch von unseren Abnehmern, dass sie zu den bekannten Preisen weiter verkaufen.

Henkel & Cie., Düsseldorf.

1923

Am 6. August starb beim Sturm auf Lüttich den Heldentod unser innigstgeliebter Sohn, Enkel, Bruder, Schwager, Neffe und Onkel

Leutnant

Walter Freiherr von Godin

in seinem 24. Lebensjahre.

Um stille Teilnahme bitten

im Namen aller Hinterbliebenen:

Auguste Freifrau von Godin, geb. Keller
 Frau Geheimrat Keller, geb. Gebele v. Waldstein
 Frida Dreyer, geb. Frein von Godin
 Amtsrichter Dr. Wilhelm Dreyer.

Wiesbaden und Blankenese, den 15. August 1914.

2229

Sarg-Magazin Ernst Müller,

Erd- und
Feuerbestattungen,
Wallufer Strasse 3,
— Telefon 576. —
Lieferant 3229
des Vereins für
Feuerbestattung
u. d. Beamtenvereins
Eigener elek. Leichenwagen

Geogr. 1865 Telefon 265.
Beerdigungs-Anstalten
„Friede“ u. „Friedl“
Firma
Adolf Limbarth
8 Ellenbogengasse 8.
Größtes Lager in allen Arten
Holz- und
Metall-Särge
zu realen Preisen.
Eigene Leichenwagen
und Kranwagen.
Lieferant des
Vereins für Feuerbestattung
Lieferant des 3227
Beamten-Vereins.

Frauen und Mädchen Wiesbadens,

die Ihr alle gerne mitarbeiten möchtet an irgend einem Plage zum Wohle unseres Vaterlandes und unserer tapferen Krieger, die Ihr teilweise klagt, daß Ihr nicht beschäftigt werdet und nicht wißt, wo Ihr angreifen sollt, bedenkt, daß es eine Arbeit gibt, die Ihr alle leisten könnt:

Strickt Strümpfe!

Nur eine andere freiwillige Hilfeleistung, außer der Pflege der Verwundeten, ist unserem Heere so notwendig. Der Fuß des Infanteristen bedarf derselben Pflege wie das Pferd der Kavallerie.

Bedenkt, daß Strümpfe nicht von der Heeresverwaltung geliefert werden und deshalb häufig fehlen. Darum nochmals:

Strickt Strümpfe!

und liefert sie ab auf dem Geschäftszimmer des Roten Kreuzes, Schloßplatz 1, Mittelbau rechts, eine Treppe hoch. Dortselbst ist für die, die das Material nicht selbst stellen wollen, Garn und Wolle, um im Hause verarbeitet zu werden, zum Abholen gegen Quittung stets vorhanden.

4567

Trauer - Drucksachen

werden innerhalb kürzester Zeit —
in eiligen Fällen innerhalb 2 Stunden
— geliefert von der Buchdruckerei der

Wiesbadener Verlags - Anstalt
Bismarckring 29. Nikolasstrasse 11. Mauritiusstr. 12.

BLUSEN
TRAUER-KLEIDER
RÖCKE
STOFFE
J. BACHARACH
WEBERGASSE

« Rolladen »

Zug- u. Roll-Jalousien

Klappladen, Rollschutzwände, Surtwickler, Markisen, Rouleaux, Verchlüsse

liefert billigst

868

Telephon Nr. 2072. Jean Freber, Mainz Frauenlobstr. 71

Nur hochfeinstes Naturprodukt!
Kein Kunst-, kein Heide-
Honig,
sondern Linden, Akazie,
od. Esparsette, garant.
rein, prima Qualität.
p. Pfd. v. Mk. 1.20 u. Mk. 1.40
ohne Glas.

Karl Praetorius, Bienenzüchter,
Wiesbaden, Albrecht-Dürer-Str., nahe d. Anlagen.
Bestellung per Karte wird sofort erledigt. 4060

Mein Herren- und Damen-Frisier-Salon

ist vollständig der Neuzeit entspr. eingerichtet. Meine Haararbeiten sowie meine Haar- und Kopfhaut-Pflege haben Weltruf. Bestehtes Friseur- und Perücken-Geschäft am Plage.

1465
W. Sulzbach, Hofdamenfriseur, Bärenstr. 4.

Direkt importierte Havana,
Bremer, Hamburger u. Holländer Cigarren,
Cigaretten und Rauchsabale
empfehle in großer Auswahl zu billigen Preisen.
1476
W. Biekel, Langgasse 20.

Vorbereitung
für den
höheren Kommunaldienst und Diplomprüfung an der
**Akademie für kommunale
Verwaltung Düsseldorf.**
— Semesterbeginn: Mitte April und Oktober. —
Prospekte durch das Sekretariat der Akademie,
Bilkerallee 129 (städt. Flora). 1578

Eine neue Idee
ist es gewesen, das Fahrrad mit dem erprobten und vielfach bewährten Stummelaufringlager mit Dauerelastierung auszustatten. Fragen Sie den nächstwohnenden Händler nach Sturm- vogel Ersatzteile, die nicht nur preiswert, sondern auch nutzbringend sind. Moderne Fahrräder, hervorragende Nähmaschinen. Katalog mit vielen Neuheiten gratis.
G.N. 16 Niedervertreter gesucht. G.N. 12
**Deutsche Fahrradwerke Sturmvogel
Gebr. Grüttner, Berlin-Halensee 232.**

In unser Handelsregister B. Nr. 254 wurde heute bei der Firma: „Papierwarenfabrik Wiesbaden, Gesellschaft mit beschränkter Haftung“ mit dem Sitze in Wiesbaden eingetragen: Durch Gesellschafterbeschluss vom 5. August 1914 ist § 16 des Gesellschaftsvertrages dahin geändert, daß auch die Witwe des Fabrikdirektors Franz Carlorius, Theresie geb. Kraß zu Wiesbaden zur weiteren Geschäftsführung bestellt und auch allein zur Vertretung befugt ist.
Wiesbaden, den 13. August 1914.
Königliches Amtsgericht, Abteilung 8.

In unser Handelsregister B. Nr. 193 wurde heute bei der Firma: „Eichheim, Baugesellschaft für Deutschland, mit beschränkter Haftung“ Zweigniederlassung Wiesbaden eingetragen: Das Kontokorrentverhältnis ist durch Beschluß des Amtsgerichts Frankfurt a. M. vom 16. Juni 1914 mangels Masse eingestellt. Die Gesellschaft ist aufgelöst.
Wiesbaden, den 8. August 1914.
Königliches Amtsgericht, Abteilung 8.

Die Hände auf für Liebesgaben!

Unsere Leser machen wir darauf aufmerksam, daß wir in unserer Expedition eine Sammelstelle für das Rote Kreuz eröffnet haben. Von hier aus werden die eingehenden Beträge dem Kreiskomitee vom Roten Kreuz zugeführt werden.

Annahmestellen:

Hauptgeschäft Nikolasstr. 11, Zweigstelle I Mauritiusstr. 12, Zweigstelle II Bismarckring 29.

Verlag der Wiesbadener Zeitung und der Wiesbadener Neueste Nachrichten.

Kurhaus Wiesbaden.

Abonnements-Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Herm. Irmer,
Städt. Kurkapellmeister.

Unser Bewachungsdienst erleidet während des Krieges keinerlei Unterbrechung.

Wir übernehmen die Bewachung jedweden Objektes sowie die Gefekung von Separatwächtern bei Tag und Nacht für Villen, Fabriken und gefährdete Objekte.

Wiesbadener Bewachungs-Institut G. m. b. H.
Tel. 944. Michelsberg 15. Tel. 944.

Mitteldeutsche Creditbank

Kapital und Reserven 69 Millionen Mark
Filiale Wiesbaden.
Friedrichstrasse 6 Telephone 66 u. 6604.

An- und Verkauf von Wertpapieren.
Günstige Verzinsung von Bareinlagen. Vermögensverwaltung
Safes unter Mitverschluss des Mieters.
Sorgfältige Erledigung aller bankgeschäfl. Angelegenheiten.

Allgemeine Ortskrankenkasse Wiesbaden.

Das Reichsgesetz vom 4. August d. Js., welches durch Verkündung an demselben Tage in Kraft getreten ist, sichert die Leistungsfähigkeit der Krankenkassen für die Dauer des Krieges.

An Mehrleistungen, die bei unserer Kasse eingeführt sind, kommen hiernach in Wegfall: sämtliche Zuschläge für größere Heilmittel (§ 19 Abs. 1 der Satzung), worunter unter anderem auch künstlicher Zahnersatz, Padekuren und dergl. zu verstehen sind, das auf 60 vom Hundert des Grundlohnes erhöhte Krankengeld (§ 19 Absatz 1 Ziffer 2 B der Satzung), das sog. Taschengeld für Lebige während der Anstaltspflege (§ 21 Abs. 2 d. S.), Waidherholung (§ 22 d. S.), Fürsorge für Genesende (§ 24 d. S.), das halbe Krankengeld an solche Mitglieder, die sich eine Krankheit vorsätzlich oder durch schuldhafte Beteiligung an einem Kaufhandel zugezogen (§ 26 Abs. 2 d. S.), Hebammendienste und Anstaltspflege während des Wochenbettes (§ 29 d. S.), Schwangerenunterstützung (§ 30 d. S.), Sterbegeld (§ 31 d. S.) und das auf den 28-fachen Betrag des Grundlohnes erhöhte Sterbegeld (§ 32 Abs. 4 B); ferner wird das Krankengeld anstatt vom zweiten Tage der Erkrankung erst vom vierten Tage ab gezahlt.

Tabelle über Leistungen und Beiträge für ständig Beschäftigte.

Table with 11 columns: Lohnklassen, Tageslöhne, Wochenlöhne, Grundlohn, Tägl. Krankengeld, Hausgeld, Sterbegeld, Gesamtbeitrag, Anteil des Mitgliedes, Anteil des Arbeitgebers, Zw. Beiträge. Rows I through VIII.

Leistungen und Beiträge für unständig Beschäftigte werden noch veröffentlicht.
Die Familienhilfe (§ 33 d. S.), die auch zu den Mehrleistungen zählt, soll nach Beschluß des Kassenvorstandes, in Anbetracht ihrer Wichtigkeit während der Kriegszeit in beschränkter Form bestehen bleiben, sofern gemäß § 1 Abs. 2 des Gesetzes vom 4. August das Versicherungsamt hierzu die Genehmigung erteilt.

Wiesbaden, den 14. August 1914.

Der Kassenvorstand
Wilhelm Lieser, 2. Vorsitzender.

Verein Süd-Wiesbaden

Unsere verehrlichen Mitglieder werden hiermit zu einer am Dienstag, den 18. August a. c., abends 8 1/4 Uhr im Garten des Hotel Vogel, Rheinstraße, abendraumen
Hauptversammlung
ergebenst eingeladen.

Bahnholz Cafe u. Restaurant
1/2 Stunde vom Neroberg über die Melibokunische 1/2 St. durch d. Dambachtal
Herliche Fernsicht.

Rüdesheim HOTEL RHEINSTEIN
I. Rang, Restauration.
Am Dampferlandeplatz und nahe den Bahnhöfen. Grosser schattiger Garten am Rhein. Diners und Soupers von M. 2.- an.

Seelisberg, 800 m ü. M. Vierwaldstättersee, Schweiz.
Hotel-Pens. Bellevue. Hauptbau neu. mod. Komfort. Prachtvolle Lage. Schattige Terrassen. atzartige Fernsicht! Pensionspr. Juli u. Aug. Fr. 7-12, Mai, Juni und Sept. Fr. 6-10. Prospekt.

Herzogl. Braunsch. Baugewerkschule Holzminden.
Ericht 1831 hochbau Verpflegungsanstalt Tiefbau
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Gleichberechtigt mit den Königl. Preuß. Baugewerkschulen.

Verein für Kinderhorte E. V. Wiesbaden.

Aufruf zur ehrenamtlichen Mitarbeit.
Der Wiesbadener Verein für Kinderhorte unterhält in den verschiedenen Stadtteilen 6 Orte, 3 für Mädchen und 3 für Knaben mit je 2-3 Abteilungen, mit durchschnittlich 45 Böglingen.

Kreiskomitee vom Roten Kreuz für den Stadtkreis Wiesbaden.

Geldspenden
werden entgegengenommen
von der Zentralkasse für die freiwillige Hilfstätigkeit im Kriege im Rathaus, Sektfaal,
von sämtlichen hiesigen Zeitungen,
von sämtlichen hiesigen Banken und Bankhäusern und von der
Geschäftsstelle d. Deutschen Gesellschaft für Kaufmanns-Erholungsheime, Friedrichstr. 27.

Bekanntmachung.

Es sind in letzter Zeit übertriebene Preissteigerungen für notwendigen Lebensmitteln festgestellt worden. Ich sehe mich daher veranlaßt, in Uebereinstimmung mit dem Verlangen der Ausschüsse der Festung Mainz, bis auf weiteres folgende Höchstpreise für den Bereich der Festung zu bestimmen:

Table with 3 columns: Für den Großhandel Preis, Gewicht, Für den Kleinhandel Preis. Rows a) Weizenmehl, b) Roggenmehl, c) Gerstena, d) Hafer, e) Weizenklein, f) Weizenmehl, g) Weizenklein, h) Weizenmehl, i) Weizenklein.

Zuwiderhandlungen gegen vorstehende Höchstpreisfestsetzungen haben Bestrafungen zur Folge auf Grund R. G. v. 4. 8. 14. Nr. 446. Die Festsetzung von Höchstpreisen für Kartoffeln stellt in Aussicht, wenn sich die Fälle unbegründeter Preissteigerungen wiederholen sollten. Diese Höchstpreise bilden nur die äußerste Grenze der Preisstellung und brauchen weder gefordert noch bewilligt zu werden. Mainz, den 12. August 1914. Der Gouverneur der Festung Mainz von Sathen, General der Infanterie.

Montag, 17. August:

Nachm. 4 1/2 Uhr:
Abonnements-Konzert
Städtisches Kurorchester.
Leitung: Herr Herm. Irmer,
Städt. Kurkapellmeister.

Künstlerische Fahnen VIETOR

sohe Kunstanstalt Wiesbaden
Pension Villa Humboldt,
Frankfurter Straße 22.



Red Star Line
Hafschiff von Antwerpen nach New York und Kanada
Auskunft erteilen Red Star Line in Antwerpen oder deren Agenten: Wilhelm Bockel, Wiesbaden, Langgasse 30

Villa, Martinstr. 16,
mit allen Bequemlichkeiten der Neuzeit vornehm ausgestattet, zu verkaufen od. zu vermieten. Sie enthält 11 Zim., 10 Bäder, 10 Zimmer, Kammern, Gas u. elektr. Licht. Auf dem Grundstück befindet sich eine Auto-Garage.
Hüb. Adolfsallee 30. Telef. 293

Villa,
Eisenheim, Forststraße 39, nahe Dambachtal, Wald, 8 Zimmer, reichl. Inbeord. Garten, äußerst billig zu verkaufen. Näheres Wallufer Straße 9, Pt. 1474
Familienpension Grandpair
Villa Emser Strasse 15/17.
Bestempfohl. Haus. Mäss. Preise. Aufnahme von auswärtig. und hiesigen Familien während des Krieges.

J. & G. ADRIAN
WIESBADEN
J. & G. Adrian, Bahnhofstr. 6
Telephon 59
Hof-Spediteure des Kaisers Sr. Majestät und Königs
Möbeltransporte von und nach allen Plätzen
Umzüge in der Stadt
Uebersee-Umzüge per Luftwan ohne Umladung
Kostenanschläge gratis.



Wochenschrift der Wiesbadener Zeitung.

Nr. 46.

Wiesbaden, den 16. August 1914.

2. Jahrgang.

Inhaltsangabe:

„Ein Weg zu Glück und Frieden“, von Dr. Otto Kiefer. — „Lied in der lauten Fröhe“, von Wilhelm Herr. — „Im Zauber der Südfee“, Erzählung von Hans Bethge. — „Eine weltgeschichtliche Hinterterre“, von Dr. Karl Mayerhofer. — „Seltene Gase“, von Dr. Günther Bugge. — „Eine mühselige Karwendeltour“, von Margarethe Große (Schluß). — „Silberbogen fürs Haus“, aus der Mappe eines Familienwanders. — „Luftige Erde“.

Zum Geleite:

Es ist so angenehm, die Zeit zu haben, sich auf alles zu besinnen. Da schlägt man die Tage um, wie in einem Bilderbuch, ein Blatt nach dem andern. Was aber bei uns nur die Artigsten zu Wege bringen. Die meisten von der Sorte klappen das Ding von hinten auf, und ehe sie bis vorn durch sind, fliegt die ganze Bescherung zur Freude der lieben Eltern in Regen in der Stube herum.

W. Raabe.

Ein Weg zu Glück und Frieden.

Von Dr. O. Kiefer.

Aus dem mondbeglänzten Zaubergarten der Romantik führt der Weg in die Großstadt der modernen Dichtung durch einen hellen, rauschenden Frühlingwald: Adalbert Stifter.

Wer von uns kennt ihn noch, den liebenswürdigen, etwas behäbigen, stets korrekten und gewissenhaften österreichischen Hauslehrer und Schulkat aus der Zeit der Mitte des 19. Jahrhunderts, der so fein geschaut, lebendige, fast „naturalistische“ Naturschilderungen zu geben verstand in seinen still dahinfließenden Erzählungen, den „Studien“ und „bunten Steinen“, und wer weiß vollends noch etwas von seinem „Nachsommer“, jenem Entwicklungsroman, der sich neben Gottfried Kellers „Grünem Heinrich“ sehen lassen kann und den selbst Nietzsche bewunderte? Und er endlich, der vielleicht auch die eine oder andere Erzählung des lieben, guten Mannes gelesen hat, kennt seine sonnige, warme Lebens- und Weltanschauung? Und doch konnte uns abgehehrt, zweifelzermürbt, ewig ruhelosen, veräußerlichten Menschen des 20. Jahrhunderts eine Beschäftigung mit diesem geruhsamen, echten und liebenswürdigen Freund der Berge und Wälder so gut bekommen, wie der Aufenthalt in einer stillen, ländlich einfachen Sommerfrische.

Eine Art lyrischer Pantheismus, durchglüht von inniger Gottesliebe, ist seines Denkens Grundzug. „Die Natur ist das Kleid Gottes, den wir anders als in ihr nicht zu sehen vermögen, sie ist die Sprache, wodurch er einzig zu uns spricht, sie ist der Ausdruck der Majestät und der Ordnung.“ Darum gibt es aber auch eigentlich nichts Unbedeutendes, Kleines in ihr, sagt dieser Vorgänger unserer modernsten Naturforscher weiter, „das Wehen der Luft, das Rieseln des Wassers, das Wachsen der Getreide, das Wogen des Meeres, das Grünen der Erde, das Glänzen des Himmels, das Schimmern der Gestirne halte ich für groß; das prächtig

einherziehende Gewitter, der Bliz, welcher Häuser spaltet, der Sturm, der die Brandung treibt, der feuerpeiende Berg, das Erdbeben, welches Länder erschüttert, halte ich nicht für größer als obige Erscheinungen.“

Dieses innige Verhältnis des Dichters auch zu den scheinbar unbedeutenden Dingen in der Natur, wie es auch unsere besten modernen Landschaftsmaler in ihren Werken zur Geltung bringen, befähigt ihn zu seinen in ihrer Art kaum wieder erreichten Naturschilderungen, die ebenso weit von der rein naturalistischen Mache mancher Modernen wie von der Blindheit früherer Darsteller entfernt ist. Man lese seine Schilderung des Glatteiswetters, der Heidedürre, des Waldes, und man wird verstehen, was ich meine. Es ist in ihm der poetische Sinn des Malers, er hat selbst viel gemalt, wenngleich er nie ein wirklich bedeutender Maler gewesen ist, mit der scharfen Beobachtungsgabe des Naturforschers vereint, und als drittes Moment, das man nicht unterschätzen darf, kommt hinzu seine innige, dogmenfremde Frömmigkeit. Die Natur ist für ihn nicht, wie für den modernen Darwinisten, etwas Mechanisches, Kaltes, Graufames, sie ist vielmehr überall vom Hauch des Gottes der Liebe durchweht: „Hat Gott dem Menschen größere Gaben gegeben, so fordert er auch mehr von ihm — aber darum liebt er doch auch nicht minder dessen andere Geschwister, die Tiere und Gewächse —, er hat ihnen ihre Wohnungen gegeben, die den Menschen verjagt sind, die Höhen der Gebirge, die Größe der Wälder, das ungeheure Meer und die weiten Wüsten — dort, ob auch nie ein Auge hinkomme, hängt er ob ihnen seine Sterne auf, gibt ihnen die Pracht ihrer Gewänder, deckt ihren Tisch, schmückt sie mit allerlei Gaben und kommt und wandelt unter ihnen, gerade wie er es unter den Menschen macht, die er auch liebt, obwohl sie ihm seine Tiere und Pflanzen mißbrauchen, weil sie im

Hochmut sich die einzigen wähen und in ihrer Einfalt nie hinausgehen in die Reiche und Wohnungen derselben, um ihre Sprache und Wesenheit zu lernen."

Wie steht nun der Mensch inmitten dieser Gottesnatur? „So wie es in der äußeren Natur ist, so ist es auch in der inneren, in der des menschlichen Geschlechtes. Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit und Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Streben, halte ich für groß; mächtige Bewegungen des Gemütes, furchtbar einherrollender Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Tätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben.“ Ganz in demselben Sinne bewundert er auch die Tätigkeit des Landmannes, „die, in ihrer Einfalt und Mannigfaltigkeit, in dem engsten Zusammenleben mit der Natur, die leidenschaftslos ist, zunächst an die Sage von dem Paradiese grenzt.“ Darum ist auch „reine Lust, reines Wasser und mäßiges Leben die Apotheke des lieben Herrgotts und hilft, wenn überhaupt noch zu helfen ist“. Das sittliche Verhalten zur Gottnatur ist daher auch nach Stifter am besten mit dem Wort „Ergebung“ zu bezeichnen: „Das ist die erste Stufe des Trostes: Ergebung. Dann kommt die zweite durch den Segen, der aus dem Schmerze in die Taten fließt, dann kommt die Erwartung eines Heiles, und das Heil erscheint in der Empfindung der Taten.“ Und: „Alles, was Gott sendet, ist schön, wenn man es auch nicht begreift — und wenn man nun recht nachdenkt, so sieht man, daß es bloß lauter Freude ist, was er gibt; das Leid legen wir nur selber dazu.“ Allerdings weiß Stifter recht wohl, daß dieser sein Vorsehungsglaube nicht unbedingt das Glück des Einzelmenschen in sich schließt, so sagt er einmal recht bedeutsam: „Das Geschick fährt in einem goldenen Wagen. Was durch die Räder niedergedrückt wird, daran liegt nichts. Wenn auf einen Mann ein Felsen fällt oder der Blitz ihn tötet, und wenn er nun das alles nicht mehr wirken kann, was er sonst gewirkt hatte, so wird es ein anderer tun . . . Und wenn ganze Ströme von Völkern dahin gegangen sind, die Unsägliches und Unzähliges getragen haben, so werden wieder neue Ströme kommen und Unsägliches und Unzähliges tragen, und wieder neue, und kein sterblicher Mensch kann sagen, wann das enden wird. Und wenn du deinem Herzen wehe getan hast, daß es zuckt und vergehen will, oder daß es sich ermannet und größer wird, so kümmert sich die Allseit nicht darum und drängt ihrem Ziele zu, das die Herrlichkeit ist.“ Man darf freilich nicht vergessen, daß diese herbere Anschauung in der letzten Schrift des alten, durch manche Enttäuschung hindurchgegangenen Dichters zu finden ist! Allerdings sind auch schon in früheren Schriften ab und zu Stellen enthalten, die die Vergänglichkeit des Einzellebens in rührender Weise behandeln: „Der Mensch ist vergänglich wie das Blatt des Baumes, ja noch mehr als dies; denn dies kann nur der Herbst abschütteln, den Menschen jeder Augenblick.“ Ja, Stifiers Phantasie scheut selbst nicht vor dem Gedanken zurück, daß auch einmal „unsere Erde ewig aufhört“ und er weiß, daß man dann auf anderen Sternen, die vielleicht Leben tragen, es garnicht merken wird, ob diese Erde noch da ist oder nicht, und wenn in jener Nacht ein Siriusbewohner den schönen Sternenhimmel ansieht, so weiß er nicht, daß ein Stern weniger ist, ja hätte er sie alle einst gezählt und auf Karten getragen und zählte sie heute wieder, so fehlt keiner, und so prachtpoll wie immer glüht der Himmel über seinem Haupte. Und doch will der fromme Dichter seinen Glauben an die Unsterblichkeit nicht aufgeben: Was in uns denkt, fühlt, liebt, haßt, Gott anbetet, ins Jenseits übergreift, ist ein ganz und gar Unwandelbares —, es ist, wir können sein Nichtsein nicht denken und heißen es in höchster Fülle Gott. Wie derselbe ohne menschlichen Körper ist, können wir nicht fassen, weil wir nur durch den Körper fassen, wie der, welcher von der Seite eines Berges sieht, nie, solange er sich dort befindet, sehen kann, was hinter dem Rücken des Berges ist; aber was auch sein möge hinter jener Grenze, die unsere

Augen schließt: es ist das Beste, Herrlichste und Weiseste, dessen dürfen wir gewiß sein, das lehrt das Stück Leben, welches wir Diesseits nennen, hinreichend, unsere Vernunft kann es sich nicht anders vorstellen, und Gott wäre nicht Gott, wenn es anders wäre.“ Ebenso stellt sich der fromme Sinn des Dichters zum Schmerze: „Der Schmerz ist ja auch von Gott gesandt, und so sehr sich oft das Menschenherz dagegen sträubt, so ist es, besonders um ein teures Verstorbenes, nicht selten der liebste Engel, der uns auf dem einsamen Wege, den man nun ohne den Geliebten gehen muß, begleitet, und der unser Herz dem Großen, Reinen und Erhabenen zugänglicher gemacht, als es ohne ihn gewesen wäre.“

(Schluß folgt.)



Lied in der tauigen Frühe.

Von Wilhelm Ders.

In der Blur verstummt der Schlag
Müder Nachtigallen;
Schon läßt überm Berg der Tag
Seine Rosenwimper wallen.

Und durch die betaute Welt
Dauht erfrischtes Leben:
Bahn, der mich gefangen hält,
Sollt wie Morgendunst verschweben!

Hohe Kraft und helles Blut
Füllet meine Wangen;
Möchte gern mit treuem Mut
An des Lebens Busen hanaen.

In des Aethers Karem Duell
Bad' ich meine Wimpern;
Mag ein andrer Nachtaefel
In verstimmten Saiten klimpern.

Mir ist kühler Wellenschlag
Durch das Herz gegangen,
Halte kühn den neuen Tag
Mit geweihtem Arm umfangen.



Im Zauber der Südsee.

Erzählung von Hans Bethge

Ich habe ein Jahr in Polynesen verbracht. Mein Wohnsitz war Fakilati, ein Dorf auf der Insel Upolu, die den Samoainseln zugehört. Ich lebte in einem kleinen Hause aus Palmenblättern, das ich mit Hilfe der Eingeborenen nicht weit vom Meere aufgeführt hatte. Während des Baues half emsig ein schönes Mädchen mit großen Augen und kleinen, schmalen Händen. Sie wurde Satuila genannt. Wenn ich des Nachts in meiner halbfertigen Hütte lag, dachte ich an sie. Bei Tage sah ich dann wieder, wie sie sich mühte, und ich durfte ihren feinen Nacken bewundern, der mich ganz befrückte. Ihr Gang war traumhaft, ihre Stimme dunkel und weich. Wenn sie auf ein paar Stunden fort war, fehlte mir etwas und ich war unzufrieden. Ich liebte Satuila und beschloß, bei ihren Eltern um sie zu werben, sobald meine Hütte fertig wäre.

Als meine Hütte fertig war, warb ich um sie und erhielt sie zur Frau. Satuila war sechzehn Jahre alt, als ich sie zur Frau erhielt. Am Tage der Hochzeit wurde ein Fest in dem bekränzten Hause ihrer Eltern gefeiert, mit Schweinebraten und vielen Früchten, besonders Bananen und Ananas. Dann, als der Mond über dem Meere stand, gab man

uns das Geleit in unsere Hütte. Satuila trug große blaue Blüten im Haar und eine Kette von roten Bohnen (polo) über der Brust. Von den schönen Hüften abwärts war sie in ein dünnes Tuch aus grüner Seide gekleidet, das ich ihr für diesen Tag geschenkt hatte. Ihr brauner Oberkörper war unbedeckt. Ich nahm sie auf den Arm und trug die Lachende über die Schwelle meiner Hütte auf das Lager, über das eine fein geflochtene Matte aus Bast gebreitet war.

Ich lebte ein Jahr mit Satuila zusammen, ein glückliches Jahr. Oft denke ich an sie zurück, an die schönen Abende am Meere, wo die hohen Farrenbäume standen und die goldenen Regenspeiser (tuli) schreiend über die Kiesel flogen; an unsere Hütte, an Satuilas Nacken, an den Klang ihrer Stimme.

Es war ein glückliches Jahr für uns beide, nicht wahr, kleine Satuila?

*

Sie liebte die Blumen und schmückte sich damit. Sie wand sich Kränze und Girlanden und in unserer Hütte standen immer frische Blumen in einem Krug. Auch mir steckte sie Blüten an die weiße Jacke oder an das Blusenhemd, Blüten des Mangobaumes oder die großen roten Blüten einer Kaktusart. Satuila ging barsfuß. Das wellige Haar trug sie frei den Rücken hinab, sie hatte eine Kette bunter Glasperlen, die ich ihr geschenkt hatte, hineingeflochten. Sie trug weder Ringe noch Armspangen, auch zeigte sie keine Tätowierung an den Schenkeln, wie manches Mädchen und so gut wie alle Männer auf den Inseln Polynesiens. Sie war nicht eitel und nicht besessen auf Schmuck, nur die Blumen konnte sie nicht entbehren.

Sie zeigte mir, wie man Kawa bereitet, das nationale Getränk der Samoaner, das aus einer Pflanzenwurzel gewonnen wird. Junge Mädchen mit guten Zähnen kaueten die Kawawurzel und der so gewonnene Brei wird in einer hölzernen, aus dem Stamm des Brotfruchtbaumes geschnittenen Schüssel mit Wasser angemacht. Der Genuß der Kawa erzeugt ein süßes Gefühl der Ermattung in den Beinen. Ich habe niemals Kawa trinken können, sie hat einen feifigen, unausstehlichen Geschmack. Satuila war erst sehr betrübt darüber, daß ich die Kawa zurückwies. Sie selbst konnte natürlich ohne das Getränk, das man vor dem Essen zu genießen pflegt, nicht sein. Wenn wir die Mahlzeiten einnahmen, stellte sie einen aus dem Kern der Kokosnuß geschnittenen Becher reinen Wassers vor mich hin, während sie selbst aus dem kühl gehaltenen Krug die Kawa schöpfte. Einmal verwechselte ich die Becher und trank in Gedanken einen Schluck von Satuilas Kawa. Sie wollte sich totlachen über die Grimasse, die ich schnitt. Dann griff sie nach meinem Wasserbecher, trank davon und schnitt nun gleichfalls Grimassen, als ob das Wasser etwas Unangenehmes wäre. Schließlich lachten wir beide, griffen nach den richtigen Bechern, streichelten sie und überboten uns in Ausdrücken des Entzückens, die ein jeder dem von ihm bevorzugten Getränk zuteil werden ließ.

*

Abends saßen wir vor unserer Hütte und blickten aufs Meer. Wir sahen zu, wie die ziegelrote Sonne hinter den Bergen der Insel Savai unterging und wie der Mond aus den Wedeln der Palmen und der riesigen Farren herauskam. Ich rauchte eine Pfeife und schnitzte etwas; Satuila ordnete Blumen und plauderte oder sang ein Lied. Ich hörte sie gern singen, mit ihrer dunklen, mädchenhaften Stimme. Nicht selten holte ich die Gitarre heraus und begleitete sie. Die Lieder der Samoaner sind kurz und monoton, sie haben etwas Schwebendes, Ungewisses. Sie handeln vom Fischfang, vom Vogelflug, von der Liebe, auch spotten sie über die Eigenheiten der Weißen. Satuila sang manches Spottlied und sah mich mit verschmigten Augen dabei an.

Auch ich sang mitunter zur Gitarre, deutsche, französische und spanische Lieder, die Satuila nicht verstand und die ich ihr erklären mußte. Wenn die Leute des Ortes die Gitarre hörten, kamen viele von ihnen herbei und lagerten sich um uns her, Männer, Frauen und Mädchen. Die braunen, schweigenden Gestalten lauschten dankbar und mit kindlicher Andacht auf die fremden, rätselhaften Melodien.

Mitunter fangen sie auch selbst im Chor, ohne die Begleitung eines Instrumentes. Auch Wechselgesänge stimmten sie an, die von kriegerischen Taten handelten.

Satuila und ich brannten des Abends fast niemals Licht. Wir suchten früh das Lager auf, um uns früh zu erheben. Vormittags las ich ein wenig oder lehrte Satuila Buchstaben schreiben oder nahm Verbesserungen an unserer Hütte vor. Nachmittags griff ich zur Büchse und ging in den Wald, um einen Vogel zu schießen, oder ich nahm am Fischfang der Eingeborenen teil. So ging die Zeit hin, sorglos und still, mit kleinen Beschäftigungen und süßem Nichtstun, in einer paradiesischen Natur, die uns alles bot, was wir brauchten.

Nicht weit von unserer Hütte zog sich eine kleine, mit Kokospalmen und Banyanbäumen bestandene Landzunge ins Meer, auf deren Spitze Satuila und ich oft verweilten. Von hier hatte man einen wundervollen Blick auf die Küste mit den grauen Häusern von Salilati, auf den Urwald und die schöngeschwungenen, bis auf ihre Gipfel mit Grün bedeckten Berge des Innern von Upolu. Drüben über dem Meer sah man die Berge von Savaii ragen. Einer unter ihnen, ein Vulkan mit Namen Maugaaloa („Kanger Berg“), zeigte immer eine feine Rauchwolke über seinem Haupt. Abends schwebte ein matter Feuerschein über ihm, wie eine purpurne Krone.

Ich hatte eine kleine Bank auf der Spitze der Landzunge gezimmert, die Satuilas Entzücken bildete. Auf dieser Bank stellte sie primitive Ornamente aus kleinen Muscheln zusammen, ordnete Blumen und übte mit der Bleifeder Buchstaben auf Papier. Wenn ich hier saß und schrieb oder in einem Buch las, hochte sie mir zu Füßen, legte ihren Kopf an meine Knie und sah schweigend auf das Meer. Bis der Augenblick kam, wo sie mich plötzlich ins Bein kniff, aufsprang und lachend fortlief. Sie erwartete dann, daß ich das Buch schloß und sie einsang. Ich tat ihr auch meistens den Gefallen, haschte sie um die Banyanbäume herum, und wenn ich sie hatte, schlenderten wir plaudernd Arm in Arm unserer Hütte zu.

*

Ich lag mit Satuila am Strande, nicht weit von uns fuhr ein Kanu mit Eingeborenen vorüber. „Talosa!“ riefen uns die Leute zu, das ist der Gruß der Samoaner, er heißt auf deutsch: „Ich liebe dich!“ Es war sehr heiß, Satuila war nackt; sie trug nur einen Schurz aus Bast um die Lenden und hinter den Ohren Blumen. Sie spielte mit einer grauen Waldtaube, die ich geschossen hatte. Ich neigte mich und küßte ihren braunen Nacken. Plötzlich sah sie mich ernsthaft an und fragte:

„Warum liebst du mich?“

„Weil du schön bist — und gut,“ entgegnete ich. „Liebst du mich auch?“

Sie nickte.

„Warum?“

„Weil du gut bist,“ entgegnete sie.

Ich erwiderte nichts.

Im stillen lachte ich und war entzückt über Satuilas Ehrlichkeit. Kann man es ihr verdenken, daß sie die Braunen schöner findet als die Weißen?

*

Eines Nachts konnte ich nicht schlafen. Ich stand auf, verließ die Hütte und ging an den Strand. Die Luft war lau und würzig von Orangenduft. Ein Dämmerdunkel herrschte, die grauen Hütten lagen schlafend da, kein Mensch war zu sehen. Ich stieg in ein Boot und fuhr aufs Meer. Niemals habe ich die Insel Upolu so zauberhaft liegen sehen. Der Mond stand rosafarben am Horizont und tauchte gerade in das spiegelglatte Wasser, auf dem ein Flimmern wie von zahllosen Opalen lag. Im Osten war schon ein goldiger Schein bemerkbar, die Ankunft der Sonne verkündend. Sastgrün, ganz wie von einem Gewande aus grüner Seide umspinnen, lag Upolu vor mir, eine traumhafte Landschaft der Tropen, alles heroisch durcheinander getürmt, riesige Farrenbäume, bis zu den Kronen von wuchernden Schlinggewächsen bedeckt, die gleich Girlanden herunterhingen, Kokospalmen und Brotfruchtbaume und tausend

andere Bäume, deren Namen mir fremd waren, mit mächtigen Konturen; Silhouetten sanfter Bergzüge, alles grün, ein Grün von innen heraus, alles sanft, von paradiesischer Fülle, und in der Ferne drei ragende Gipfel, die gleichmäßigen Formen der Berge Samea, Afolau und Tosua. Wie ein Geheimnis der Südsee lag die Insel in dem wundervollen Lichte dieses Morgens. Ich zog die Ruder ein, zündete eine Zigarette an, sah hinüber und suchte nach meiner Hütte.

Plötzlich wurde es Tag. Eine Möwe freischte, ein Windzug kam übers Wasser, der rosafarbene Mond war fort, die Sonne tauchte heraus, und der Zauber war entschunden. Ich ruderte zur Küste zurück, schon hörte ich Lachen und die Geräusche erwachter Menschen. Ein paar Fischer plauderten in ihrem Boot. Ich fuhr dicht über die Riffe zarter, korallenartiger Gebilde, um die sich stahlblaue Fische jagten. Satuila erwartete mich am Strande. Ich merkte, daß sie voll Unruhe war, vielleicht hatte sie befürchtet, daß ich ihr über Nacht entlaufen sei.

Nein, noch war es nicht soweit.

Die Männer von Samoa sind tätowiert. Der eingebraunte Schmuß reicht meistens vom Nabel bis zu den Knien, rund um den Körper herum. Eine Art Kamm, der aus Knochen oder dem Kiemendeckel eines Fisches besteht, wird mit dem Ruß der Lichtnuß (lama) geschwärzt und mittels eines kleinen Hammers ins Fleisch getrieben. Die Prozedur ist schmerzhaft und kostspielig. Die Tätowierung gilt als Zeichen der Männlichkeit, und es wäre schmachvoll, wollte sich ein Jüngling ihr entziehen. Die Ornamentierung ist primitiv: Punkte, lange Striche, Wellenlinien, Häkchen, zuweilen Sterne. Die Frauen sind selten tätowiert. Ich sah eine ältere Frau, deren Handrücken und Finger allerlei Punkte und kleine Schnörkel zeigten. Satuila, ich sagte es schon, war nirgends tätowiert.

Als ich eines Abends nach Hause kam, sah Satuila in einem Winkel der Hütte und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Was ist los?“ fragte ich.

Sie schluchzte, aber antwortete nicht.

„Was ist los?“ fragte ich nochmals.

Sie stand auf, verließ das Haus und setzte sich vor die Tür, in der gleichen Weise, wie sie erst im Innern gesessen hatte. Ich folgte ihr und fragte nochmals:

„Was ist denn geschehen? Gib doch Antwort. Warum weinst du?“

Nun erzählte sie mit müder, ganz verdunkelter Stimme: Ein Jüngling des Dorfes war während meiner Abwesenheit zu ihr gekommen und hatte ihr gesagt, daß er sie liebe. Sie hatte ihn fortgeschickt, aber er war geblieben und hatte nicht abgelassen, von seiner Leidenschaft zu sprechen. Er hatte ihr Vorwürfe gemacht, daß sie die Frau eines Weißen geworden sei, und hatte es gewagt, mich zu schmähen. Satuila hatte ihm den Mund verboten, er aber hatte weiter gesprochen und gesagt: „Denkst du etwa, daß er dir treu ist? Du irrst dich, wenn du das denkst. Du glaubst, daß er jetzt im Walde weilt, um ein Wildpret zu schießen. Aber das ist nicht wahr. Er ist hinüber nach Satapuala, dem Dorf auf der nördlichen Küste. Dort liebt er ein Mädchen, mit dem er sich im Walde trifft. Ich habe ihn einmal belauscht auf seinen Wegen, ich schwöre dir, es ist so, wie ich sage.“

Als Satuila ihre Erzählung beendet hatte, mußte ich lachen.

„Und du glaubst, daß er die Wahrheit gesprochen hat?“ fragte ich.

Sie stand auf, sah mich mit ihren großen, verweinten Augen an, legte die Hände auf meine Schultern und fragte: „Ist es nicht Wahrheit?“

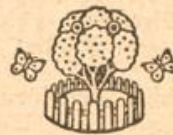
„Es ist elende Lüge.“ sagte ich.

Nun hellten sich ihre Züge auf, ich fühlte, daß sie mir mehr glaubte als dem anderen, sie legte ihren Kopf an meine Brust, wie eine Ermüdete, die ruhen will.

„Dumme Satuila,“ sagte ich, „so leicht glaubst du Schlechtes von mir?“

Sie schwieg.

Am nächsten Morgen suchte ich den Jüngling auf und tadelte ihn wegen seiner Lüge. Er bat um Verzeihung; ich merkte, daß er Satuila in der Tat heftig liebte. Er sagte, daß er Faklali verlassen wolle, um Satuila nicht mehr zu sehen. Er wolle zu Verwandten weiter ostwärts an der Küste hin. Einige Tage später war er in der Tat verschunden. (Schluß folgt.)



Eine weltgeschichtliche Hintertreppe.

Von Dr. Karl Mauerhofer.

Kurz vor der Eröffnung des Wiener Kongresses schrieb der Vorstand der Polizeihofstelle, Baron Dager, an den Oberpolizeidirektor von Wien: „Die bevorstehende Ankunft der fremden Souveräne erheischt vervielfachte Aufsichtsanstalten, wodurch man täglich zur Kenntnis alles dessen, was ihre a. h. Personen und ihre nächsten Umgebungen betrifft, aller jener Individuen, die sich ihnen zu nähern suchen, und der Pläne und Unternehmungen, die an diese hohe Gegenwart sich reihen dürften, auf eine möglichst umfassende Weise gelangen könnte. In dieser Absicht muß ich Ew. W. schon jetzt auffordern, nicht nur die besseren Vertrauten, welche Jänen schon zu Gebote stehen, dazu vorzubereiten, sondern auch für diese besondere Gelegenheit um neue Vertraute, oder solche Personen aus dem Hausstandsstande, aus den Honoratioren, auch aus dem Adel und Militär, sich zu bemühen, welche geeignet und geneigt wären, Ew. W. oder mir alles, was sie in obiger Beziehung erfahren, schriftlich oder mündlich, ohne allen Verzug zu eröffnen.“

Der Polizeidirektor ist in der Tat dieser Aufforderung auf ganz ausgezeichnete Weise nachgekommen: über ganz Wien wurde ein Spionagenetz geworfen, und als Spione wurden nicht etwa nur Lataien, Kammerjungfern und Portiers gewonnen, sondern auch Angehörige des höchsten Adels, Fürsten und Prinzen. Nur einmal noch in der Geschichte mag die Hintertreppe eine größere Rolle gespielt haben: das war unter dem alten türkischen Regime, zur Zeit Abdal Hamids. Damals hatte nicht nur jeder Einflußreiche und Fremde in Konstantinopel einen Spion; auch der Spion hatte wieder seinen Spion. Ähnlich ist es in Wien zur Zeit des Kongresses gewesen. Nicht nur die Höfe und Missionen waren aufs eifrigste damit beschäftigt, einander auszuspiionieren; die Spionage in der Wiener Gesellschaft selbst wurde so unabweislich, daß keiner mehr dem andern trauen konnte. Die Akten, die August Fournier in dem vor kurzem erschienenen Werk „Die Geheimpolizei auf dem Wiener Kongress“ veröffentlicht, enthüllen die Inhaber sehr hoher und bekannter Namen als Spione; wären diese Akten zur Zeit ihrer Abfassung durch irgendeinen Zufall an die Öffentlichkeit gekommen, so wäre eigentlich fast niemand kompromittiert gewesen; denn wenn alle kompromittiert sind, ist es schließlich keiner.

Die wenigsten der hohen und niederen Spione verlassen ihren Dienst rein um Gottes Lohn. Daß die niederen bezahlt wurden, versteht sich von selbst; aber auch ein ganz hochgestellter Spion, der nur mit dem Wort „Höchstselben“ angeredet wird und statt mit seinem Namen mit zwei Kreuzen zeichnete, verschmähte die freigebig gespendeten Tausendguldenstücke nicht. Und wer kein Geld nahm, betrieb das edle Gewerbe seiner Stellung, seinem Amt, seinem Einfluß zu Liebe.

Das lateinische Sprichwort von dem freihenden Berg, der nur ein Mühslein gebärt, hätte als Motto den jedenfalls recht zahlreichen Sammelmappen, die die Geheimakten enthalten, aufgeklebt werden sollen. Denn der weitaus größte Teil dieser Berichte mutet wie Dienstbotenklatsch an. Die Hintertreppe war weltgeschichtlich geworden, aber was durch sie verbreitet wurde, war sehr selten große Politik, war fast durchweg Klatsch.

Klatsch, der grotesk anmutet angesichts des großen Schadens, das doch noch allen Augen hätte sichtbar sein müssen, angesichts der erst vor kurzem beendeten Niefenkämpfe und des Unterganges Napoleons. Aber der Titan war gestürzt, und die Mäuse tanzen.

Die Hauptperson des Kongresses war der russische Kaiser. Ihm gilt die größte Aufmerksamkeit der hohen und niederen Spione; er wird belauert, beschnuppert, beobachtet. Seinem

hohen Gastgeber Franz I., der ihn ausdionieren ließ, wird als Resultat ungemein schwieriger Forschungen hinterbracht, daß er sich jeden Morgen Gesicht und Körper mit einem Stück Eis wäsche, daß er sich über die Könige von Bayern und Württemberg ärgere, weil sie ebenbürtig sein wollen wie er selbst, daß er zu seiner Liebsten, der Fürstin Bagration, um 10½ Uhr gegangen sei und sie ausgerechnet um 2 Uhr nachts wieder verlassen habe, daß er dagegen mit seiner Gemahlin Skandal mache usw. Es wird genau registriert, daß er nie mit ihr zusammen speise, und daß er, als auf einem Ball ihre Schönheit gerühmt wurde, ganz laut die taktlose Bemerkung machte, das könne er durchaus nicht finden. Das Resultat fünf-wöchentliches Spionage faßt ein Polizeirapport sehr wenig ehrsüchtswoll folgendermaßen zusammen: „Man hält ihn für einen Schwindler (fourbe), der sich vor ehrenwerten Leuten den Anschein des Philanthropen gibt, aber auch die Kanaille an sich zieht, um alle Welt für sich zu haben. Man glaubt, er sei falsch und ohne moralischen Fond, obgleich er von Religion redet wie ein Heiliger und allen äußeren Schein wahr.“ Weiter noch in abfälliger Beurteilung, viel zu weit, ging der durch seine Extravaganzen auffallende Lord Stewart, der Bruder Castlereagh's und Gesandte Englands in Wien. Er fragte eines Abends bei der Sagan, zu einer Zeit, da sich dort noch alles Antirussische versammelte, die Hausfrau vor einem Duzend ihrer Gäste, wie sie den Kaiser Alexander finde; für ihn sei er ein ehrfurchtiger, verleumderischer (impoiteur) Narr. Und Stewart blieb nicht vereinzelt. Der Spion ** berichtet „von Personen, die den russischen Kaiser genau studieren“, die Meberung, er werde endigen, wie sein Vater, denn die „schlechte Opinion“, die er in ganz Europa von seinen persönlichen Eigenschaften verbreitet habe, sei in Rußland wohlbekannt. Auch der Vertraute D., der mit den Polen verkehrte, brachte die Nachricht, es werde von vielen gefürchtet, daß er in den Zustand seines Vaters ver falle. Das wurde von anderen wiederholt. B. V. von Dalberg, der meinte, Alexander habe einen verschrobeneren Kopf wie Paul I. und werde zugrunde gehen wie dieser.

Der üblen Nachrede ist gleich dem russischen Kaiser auch sein Gefolge verfallen, vor allem Großfürst Konstantin. Von ihm werden geradezu Unbestreichte berichtet. So rief er z. B. des Nachts aus einem versteckten Winkel des inneren Burg-hofes die schlafende Wache ins Gewehr, die herausschreite und dann vergebens nach dem Anlaß fragte, der ihre Nachtruhe gestört hatte. „Der Großfürst wollte sich halbrot lachen“, sagt der Rapport. In einer Gesellschaft bei Stadelberg verpörrte er einen alten Grafen Esterhazy wegen seines Ropfes und zieht sich von ihm die Bemerkung zu, es sei sehr bedauerlich, an ihm die Erziehung eines Prinzen so ganz zu vermissen.

Hinterbringen die Polizeirapporte dem österreichischen Kaiser, Alexander werde ein „wilder Mensch“ genannt, so heißt der Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. bei der Wiener Bevölkerung ein „launiger Mensch“. Man hält ihn für unwirksam und Kleinlich. Diesen letzteren Zug belegen die Rapporte mit zahlreichen Beweisen. „Dies ins Herz“ griff dem König die Tatsache, daß die Wiener Etikette dem Dänenkönig den Vorrang ließ; sein rheumatisches Fieber wurde einmal schlimmer, weil er sich im „Zorn nicht beherrschen“ konnte, meist war er überhaupt süßler Laune. Besonders ärgerte ihn eine Antwort, die er sich von Zacharias Werner zusag. Werner war nicht nur vom Protestantismus zum Katholizismus übergetreten, sondern hatte auch die priesterlichen Weihen empfangen. Der König ließ ihm gegenüber die Bemerkung fallen, er liebe nicht Leute, die ihre Religion wechseln, worauf Werner erwidert haben soll, dann müsse Se. Majestät auch Luther und Calvin nicht leiden können.

Ganz besonders schlecht kommt in den Rapporten der König von Württemberg weg. Schon eine Woche nach seiner Ankunft konnte die Polizei dem Kaiser mitteilen, daß die Volkstimmung gegen ihn sei. Auch wird ihm von einer Karikatur berichtet, die den belebten Souverän darstellte, wie er, außerstande, seinen Hosenknopf zu erbliden, auf dem die Landtarte Württembergs aufgeschrieben war, ausrief: „Wie unglücklich bin ich, daß ich mein Land nicht übersehen kann.“ Seine Lebensgewohnheiten waren bald bekannt und übel vermerkt. So wußte man, daß des Morgens auf ein Zeichen seine vier Kammerdiener zur gleichen Zeit in sein Schlafzimmer treten mußten, wo er oft schon um 7 Uhr abends das Bett aufsuchte, um damit sein Fernbleiben von den Festen zu entschuldigen. Auch sein wenig höfliches Wesen war bald bekannt. Außer den Ehrenkavalieren waren den Souveränen, die in der Hofburg wohnten, Edelknaben (Pagen) zur persönlichen Dienstleistung zugeteilt worden. Als einmal der König einem dieser jungen Adels-sprossen, einem Baron Bed, etwas barsch zurief: „Bring er mir ein Glas Wasser.“ antwortete das Fürschchen: „Majestät, ich bin Baron Bed, und mein Kaiser sagt „Sie“ zu mir.“ worauf sich der König korrigierte. Die Laune dieses Königs war meist

schlecht, sein Embonpoint aber so groß, daß — auch damit beschäftigt sich die Polizei — für ihn ein eigener Ausschnitt in den Speisetische gemacht werden mußte.

Im Gegensatz zu fast allen Souveränen interessierte sich der bayerische König Max I. lebhaft für die Sammlungen der Stadt; dies heben die Rapporte wohlgefällig hervor. Auch die derben altbayerischen Kräftausdrücke dieses Herrichers gefallen in Wien. Ebenso wie Max I., wird Karl August von Weimar sein Interesse für die Sammlungen hoch angerechnet, außerdem die Tatsache, daß er bei einer Schlittenpartie, an der alle Herr-scher teilnahmen, öffentlich keine Dame küßte, d. h. das „Schlittenrecht“ in Anspruch nahm. Dagegen verargt man dem König von Dänemark, daß er durchaus ein Nonnenkloster besuchen will.

Die Kaiserin Marie-Louise schützte die Tatsache, daß sie Franz I. Tochter sei, keineswegs vor der Beobachtung durch die Polizei. Die Frage, ob sie zu dem oder jenem Fest erscheinen wird, beherrschte die Salons. „Nichts wäre so unschädlich, als wenn Dienstag bei dem Fest zu Schönbrunn die K. M. Louise erscheine. Sie wird gewiß erscheinen wollen. Unser Kaiser soll doch ja keine väterliche Gewalt eintreten lassen, es verbieten, und diesen Skandal verhüten. W. Die K. M. Louise hat beim Publikum alle Liebe und Achtung verloren. Die Wiener mögen sie garnicht mehr.“ „Es ist sehr lange,“ so wird an anderer Stelle berichtet, „daß sie von Napoleon keine Briefe hat. Sie macht sich nichts daraus. Sie spricht nicht davon, sie spricht nicht von Napoleon; sie resigniert sich in ihr Schicksal; ihr Herz geht gänzlich zurück an ihren Herrn Vater und zu ihren Geschwistern.“

Nur nebenbei und nicht sehr häufig erscheint in den Geheimberichten der Name des Mannes, der die Herrschaften des Wiener Kongresses ein Jahrzehnt lang erittern ließ; es ist, als existiere er nicht mehr. Aber während man sich in Wien „amuser“ und sich gegenseitig belästerte, bereitete er die Aus-führung seiner neuen Pläne vor. Als er dann wieder auf der welthistorischen Bühne auftritt, ist ganz Wien „elektrisiert“. Sein Name erscheint nun in fast jedem Raport; wie der und jener sich zu dem neuen Ereignis stellt, das ist nun die Frage. Die Bühne des Puppentheaters schwankt auf und nieder und die Marionetten zittern.



Seltene Gase.

Von Dr. Günther Bugge.

Die atmosphärische Luft ist bekanntlich zur Hauptsache ein Gemisch von Sauerstoff und Stickstoff, und zwar enthält ein Liter trockene Luft etwa 21 Proz. Sauerstoff und 78 Proz. Stickstoff. Obwohl seit etwa hundert Jahren die Luft unzählige Male von den Chemikern analysiert worden ist, hat man bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts nicht gewußt, daß außer den genannten beiden Gasen noch eine Anzahl anderer Gase in der Luft vorhanden ist. Im Jahre 1894 gelang es Lord Rayleigh und Sir William Thomson, das sogenannte Argon zu entdecken, ein Gas, das man bisher stets „übersehen“ hatte, da es in chemischer Hinsicht sehr große Ähnlichkeit mit dem Stickstoff zeigt. Dieses Gas verdankt seinen Namen (Argon = das „träge“) dem Umstand, daß es durch keinerlei chemische Reaktionen zu bewegen ist, eine Verbindung mit irgend einem anderen Element einzugehen. Man kann von dieser Eigenschaft Gebrauch machen, wenn man es isolieren will, indem man aus der Luft durch erhitztes Kupfer zunächst den Sauerstoff und dann durch glühendes Magnesium den Stickstoff entfernt. Während beide Gase von den Metallen gebunden werden, bleibt das Argon unverbunden zurück. Daß man es tatsächlich mit einem neuen, bisher nicht bekannten gasförmigen Element zu tun hat, geht unter anderem daraus hervor, daß dem Argon ein charakteristisches „Spektrum“ zukommt, wenn man es in Glasröhren einschließt, durch die man eine elektrische Entladung hindurchschickt.

Bald nach Entdeckung des Argons fand man in der Luft noch vier weitere „seltene Gase“, welche die Namen Helium, Neon (das „neue“), Krypton (das „verborgene“) und Xenon (der „Fremdling“) erhielten. Auf die Methoden, durch

welche man diese Gase entdeckte, kann hier nicht näher eingegangen werden. Zur soviel sei erwähnt, daß man zur Gewinnung dieser Gase von der verflüssigten Luft ausgeht, die man allmählich verdampfen läßt. In den flüchtigsten, d. h. zuerst wieder gasförmig werdenden Anteilen der Luft finden sich Helium und Neon, während Krypton und Xenon aus den Rückständen erhalten werden, die übrig bleiben, wenn große Mengen flüssiger Luft langsam verdampfen. Alle diese Gase sind nur in ganz winzigen Mengen in der Luft vorhanden. Ramsay fand beispielsweise in 600 000 Litern Luft 4 ccm Xenon; d. h. die Menge dieses Gases ist etwa ebenso groß wie die des Goldes im Meerwasser.

Besonderes Interesse verdient das Helium. Noch bevor man auf der Erde Helium auffand, hatte der englische Astronom Lockyer durch spektralanalytische Untersuchungen die Anwesenheit dieses Gases auf vielen Fixsternen, vor allem auf der Sonne festgestellt und ihm deshalb den Namen „Helium“ gegeben. Einige Jahre später erfolgte die Entdeckung des Heliums auf der Erde. Man fand es jetzt nicht nur in der Atmosphäre, sondern erhielt es auch beim Erhitzen verschiedener Uranminerale (wie des Cleveits), in denen es offenbar „eingeschlossen“ enthalten war. Helium ist dadurch vor allen Gasen ausgezeichnet, daß es, nach dem Wasserstoff, das leichteste aller Gase ist. Da es, wie die anderen „seltenen Gase“, auf keine Weise zur chemischen Reaktion gebracht werden kann, wäre es ein ideales, nicht explosibles Füllgas für Luftschiffe, wenn es nur in größerer Menge und durch billige Verfahren gewonnen werden könnte. Neuere Forschungen haben ergeben, daß verschiedene der Erde entströmenden Gasquellen (z. B. die von Neuengamme bei Hamburg) bedeutend mehr Helium enthalten als die Atmosphäre. Nach einer kürzlich veröffentlichten Berechnung von Czako enthält das Erdgas von Neuengamme 0,014 Proz. Helium; dies bedeutet, daß täglich ca. 70 cbm Helium aus der Neuengammer Erdgasquelle in die Luft übergehen. Die Hoffnung, Helium einmal in größeren Mengen zu erhalten, ist also nicht ganz so aussichtslos, wie es auf den ersten Blick erscheinen könnte.

Woher stammt nun das Helium, das in der Luft, in Mineralien und in Erdgasen enthalten ist? Um diese Frage beantworten zu können, müssen wir uns etwas mit den Erscheinungen der Radioaktivität beschäftigen, in die wir durch die Forschungen der letzten Jahre einen klaren Einblick gewonnen haben. Bald nach der Entdeckung des Radiums wurde festgestellt, daß dieses sonderbare Element elektrische Strahlen aussendet, die sich nach ihren Eigenschaften in drei Hauptgruppen teilen lassen. Eine dieser Strahlenarten, die sogenannten Alpha-Strahlen, besteht aus einem Strom sehr kleiner elektrisch geladener materieller Teilchen, die unaufhörlich von einem Radiumpräparat ausgesandt werden. Es war eine der geistreichsten wissenschaftlichen Entdeckungen, als es dem englischen Forscher Rutherford gelang, nachzuweisen, daß jedes dieser kleinen Alphateilchen ein Heliumatom ist. Diese Entdeckung machte mit einem Schlage den Zusammenhang klar, der zwischen der Existenz des Heliums und den Erscheinungen der Radioaktivität besteht: das Helium bildet sich fortwährend da, wo Radium „zerfällt“. Da das Radium seinerseits durch Zerfall des Urans entsteht, wird es verständlich, daß man dieses seltene Gas vorzugsweise in Uranmineralien findet, in denen es sich seit vielen Tausenden von Jahren bei der radioaktiven Umwandlung des Urans angehäuft hat. Da sich radioaktive Umwandlungsprozesse in großem Maßstabe auch im Erdinnern abspielen, wird auch hier fortwährend Helium produziert und durch Gas- und andere Quellen, durch Erdspalten etc. in die Atmosphäre übergeführt. Daß die Gasquellen reicher an Helium sind als die Atmosphäre, ist darauf zurückzuführen, daß in gewissen Schichten der Erdkruste bereits ungeheure Mengen von Helium eingeschlossen lagern und daß die Gasausströmungen von diesem fertig gebildeten Helium mehr oder weniger große Mengen mit sich fortführen.

Die Forschungen auf dem Gebiete der Radioaktivität haben uns noch mit anderen seltenen Gasen bekannt gemacht. Das Radium, das unter Abgabe von Helium zer-

fällt, geht dabei merkwürdigerweise in ein Gas über, die sogenannte Radiumemanation. Dieses Gas gleicht in seinem chemischen Verhalten ganz den eben besprochenen trägen „seltenen Gasen“. Es unterscheidet sich aber dadurch prinzipiell von ihnen, daß es, ebenso wie seine Mutter-substanz, radioaktiv ist, d. h. ebenfalls wieder zerfällt. Seine „Lebensdauer“ beträgt nur wenige Tage; hat man ein bestimmtes Volumen Radiumemanation in ein Gefäß eingeschlossen, so ist nach 3–4 Tagen nur noch die Hälfte vorhanden. Außer dieser Unbeständigkeit zeigt die Radiumemanation noch verschiedene andere auffällige Eigenschaften: sie leuchtet im Dunkeln, und eine Glasröhre, in der sich Emanation befindet, wird ebenfalls zu einem grünlichen Leuchten erregt. An derartigen Röhren kann man sogar bei Tageslicht elektrische Entladungen wahrnehmen, die dadurch zu Stande kommen, daß sich in dem isolierenden Glas Elektrizitätsladungen anhäufen.

Radiumemanation findet sich (ebenso wie die Emanationen der anderen Radioelemente Thorium und Aktinium) stets als Begleiter des Heliums, also in der Atmosphäre, in Quellen und in Uran führenden Mineralien. Man kann die Anwesenheit der Emanation in der Luft dadurch feststellen, daß man einen elektrisch geladenen Bleidraht der Luft aussetzt. Nach einiger Zeit setzen sich dann an dem Draht die radioaktiven Zerfallsprodukte der Emanation ab, die durch ihre Wirkung auf ein Elektroskop nachgewiesen werden können.

Durch die Entdeckung der Emanationen in vielen Quellen hat die alte Frage nach dem Ursprung der Heilkräft der Mineralquellen eine befriedigende Antwort gefunden. Bei vielen der seit langem berühmten Heilquellen konnte man sich die günstige Wirkung des Wassers auf manche Krankheiten nicht recht erklären, da die festen Bestandteile der betreffenden Quellen nur geringe oder gar keine therapeutische Wirksamkeit aufwiesen. Erst als man konstatierte, daß diese Quellen Radiumemanation enthalten, und als man sich davon überzeugte, daß die Radiumemanation heilkräftige Wirkungen bei gichtischen, nervösen und anderen Erkrankungen ausübt, war der Beweis geliefert, daß die Radioaktivität der Heilquellen eine wichtige, wenn nicht die wichtigste Rolle bei der Bewertung ihrer Heilkräft spielt. Gleichzeitig eröffnete sich die Möglichkeit, durch künstlich aktiviertes (mit Emanation beladenes) Wasser die gleichen Heilerfolge zu erzielen wie mit den Heilwässern der Natur. Da die Aufnahme der Radiumemanation durch den menschlichen Organismus fast ausschließlich durch Lungenatmung erfolgt, wird die Wirkung der radioaktiven Gase am besten durch Inhalationskuren ausgenutzt. Dieser Tatsache trägt die moderne Emanationstherapie durch die Anlage von sogenannten „Emanatorien“ Rechnung, d. h. Kammern, deren Atmosphäre dauernd (durch Verieselung mit aktivem Wasser) mit Radiumemanation gesättigt wird. Derartige Inhalationsräume besitzen heute die meisten Badestädte (Wiesbaden, Teplitz, Kreuznach etc.); manche Orte (wie Brambach im Vogtland, Joachimsthal in Böhmen etc.) sind durch die Auffindung starker radioaktiver Quellen mit einem Male in die erste Reihe der Kurorte getreten.

Wenn vorhin erwähnt wurde, daß die Entstehung des Heliums und der Emanationen auf Umwandlungen eines Elementes zurückzuführen ist, so gilt dies höchstwahrscheinlich auch für die übrigen seltenen Gase. Diese merkwürdigen Stoffe scheinen stets bei tiefgreifenden Veränderungen der elementaren Materie aufzutreten, gewissermaßen als Bruchstücke zerfallender größerer Atome. Bei der weittragenden Bedeutung des Problems der Umwandlung der Elemente dürfte also die weitere Erforschung der seltenen Gase noch manche überraschenden Resultate ergeben!



Eine mühelose Karwendeltour.

Von Margarethe Große.

(Schluß.)

Nach solchen Erwägungen beschloß unser Führer, hochzugehen und nach der freien Strömung zu suchen. Ein paar Saß Sand, und wir schlangen uns weit hinaus über das Gebirge. Mehr und mehr wurde das unheimliche Komverloch mit seinen Wolkenstrudeln ein ferner, kleiner Ausschnitt aus einem gewaltigen Panorama, das nichts Schreckhaftes mehr hatte, sondern eitel Glanz und Schönheit war. Im Osten reichte der Blick bis zum Kaisergebirge und den Salzburger Bergen, im Süden dehnten sich die Zentralalpen, alle Gipfel wolkenumhangen und mit ihrer Umrahmung doch ein prächtiges Bild bietend!

Während des Steigens hatten wir mit atemloser Spannung in die Tiefe gepäht. Ob wir wohl unseren Zweck erreichen würden, vom Karwendelgebirge loszukommen? In ca. 3500 Meter Höhe war es uns, als bewegten wir uns sacht von dem Kar hinweg. Gottlob, da war das erste Knieholz unter uns! Und nun zwischen 3700 und 3900 Meter ging's aus Windesflügeln davon. Nach 6 Minuten schon standen wir dicht unterhalb Fall genau über dem Inn. Da hatten wir also die schönste Richtung auf die Zentralalpen! Aber durften wir uns jetzt bei dieser Bevölkerung, bei diesen Windverhältnissen in den tieferen Schichten mit unserem Rest von Ballast noch ein zweites Mal über wilde Berge wagen? Die Vernunft riet uns davon ab. So beschloffen wir einmütig, wenn auch mit tiefem Bedauern, die Landung.

Ueber das günstige Landungsgebiet, das Innthal, waren wir nun freilich schon weg. Inzwischen war auch der Ballon wieder gesunken und aus der rascheren Nordströmung herausgekommen. Mit verminderter Geschwindigkeit trieben wir südwestwärts über den südlichen Hängen des Innthales hin, Innsbruck wieder näher rüdend. Eine kurze Zeit schien es, als hielten wir auf die Ebene von Lans zu. Das wäre ein schöner Landungsplatz! Ungehindert ließ der Führer den Ballon fallen. Da trieben wir wieder südlicher, die Hänge hinauf. Nun rasch Ventil gezogen; vielleicht war es möglich, auf jene Alm zu gelangen. Vergebliche Hoffnung! Auch sie blieb rechts liegen. Schon waren wir dem Berg ganz nahe; das Schleppseil schleifte raschelnd und knackernd über die vereinzelt stehenden Bäume; steil kam uns der Hang entgegen. In geringer Entfernung vor uns waren die Gratstellen in Sicht; bis an die durften wir nicht heran. Ein Ventilzug, wir senkten uns wieder. Mit mächtigem Stoß fest: der Korb auf und blieb vor einem großen Felsblock stehen. Den Ballon nicht zu reifen, war leider nicht möglich, da er Neigung zum Wiederhochgehen zeigte. So zog der Führer die Reißbahn. Auf steilem Gange zwischen mächtigen Felsblöden und Alpenrosengebüsch waren wir glatt gelandet. Jetzt erst kam's uns recht eigentlich zum Bewußtsein, wie alpin unser Landungsplatz war. Wir mochten etwa 2000 Meter hoch sein. Nur wenig über uns ragten Nohrentöpfel und Neumerlvis, zwei der felsigen Erhebungen im Gungazergat, auf. Westwärts begrenzte eine steile Felswand unsern Blick. Das Schleppseil hing über dem fahlen Gestrüch zweier zerplitterter, vom Wetter gebleichter Baumstämme. Etwas seitwärts unter uns standen die letzten Ausläufer der Baumregion. Ihr grünes Gezweig schloß wie in einem Rahmen ein entzückendes Bild ein: das Häusermeer von Innsbruck tief unten im Tal!

Für Herrn Oberleutnant Cajanel kamen nun noch unangenehme Führerpflichten: für die Vergung des Ballons zu sorgen. Auf geratewohl machte er sich auf den Weg durch den Wald hinunter, um Leute zu holen. Wir drei anderen hatten das bessere Teil erwählt. Helfen konnten wir nichts. Das Neb lag über Gebüsch und Blockwerk verstrickt; nicht einmal das Gas konnten wir ganz aus dem Ballon herausbringen, trotz alles Herumziehens an der Hülle; sie hatte sich zu fest unter einem Block verklemmt. So machten wir's uns denn im Grünen bequem und hielten ein Picknick, in aller Ruhe der Dinge harrend, die da kommen würden.

Ein frischer Jodler lenkte nach geraumer Zeit unsere Blicke nach dem Felsen zu unserer Linken: zwei Gemsjäger kamen von da zu uns herabgestiegen. Sie hatten unseren Ballon niedergesehen sehen und sich sofort auf die Suche nach uns gemacht. Sehr gastfreundlich boten sie uns ihre Jagdhütte, die Föhütte, zur Unterkunft an. So packten wir denn Barometer und Aufstade zusammen, und dann ging's in einer halben Stunde über Stod und Stein, durch Gebüsch und über Wurzeln hinab zur Hütte.

Vergungsmannschaften kamen rascher, als wir's gedacht hatten. In Innsbruck hatte man uns landen sehen. Das steile Herunterkommen und nochmalige Hochgehen so dicht unterhalb des Grates mochte wohl etwas gefährlich ausgesehen haben — kurz, man fürchtete, wir seien verunglückt, und es wurden sofort Leute zur Hilfe abgeschickt. Die Vergung war natürlich ungeheuer mühsam. Nur um den Korb vom Landungsplatz zu unserer Hütte zu bringen, brauchten 4 Mann volle 3 Stunden! Die Hülle mußte, nachdem sie glücklich zusammengerollt war,

förmlich von Felsblock zu Felsblock gewälzt werden. Dit geriet der schwere Pack in ein Loch, und die 15 Männer mußten all ihre Kraft aufbieten, um ihn wieder herauszubekommen.

Während Herr Oberleutnant Cajanel die Arbeiten mit großer Umsicht leitete, hatten wir's wieder gut. Wir blieben als Wächter bei der Hütte und verbrachten löstliche Stunden auf der einsamen Höhe; denn das Wetter hielt zum Glück aus, obgleich es zeitweise drohend genug ausfiel. Am späten Nachmittag machte sich Herr General Janiczek, der damals in Innsbruck wohnte, auf den Weg, um für den nächsten Tag noch mehr Leute zu bestellen. Wir hätten in dem überfüllten Innsbruck doch keine Unterkunft mehr gefunden. So beschloffen wir, die Nacht in der Hütte zu bleiben. Auf dem Grassange vor der Hütte liegend, ließen wir uns von dem weidenden Vieh beschmuppeln, bis der Kuhhirte kam und die Tiere für die Nacht in den Wald trieb.

Leise verklang ihr melodisches Glockengeläut. Draußen im Westen kam die Sonne blutrot unter gewitterchwangeren Wolken vor und verfiel mit wunderbarem Farbenspiel. Wie Diamanten blühten drunter im dunklen Tale die Lichter von Innsbruck auf. Auch auf unsere Alm senkte sich leise die Dämmerung herab, und der Mond fing an, seinen blassen Schein rings zu verbreiten.

Die Vergungsmannschaft war noch immer bei der Arbeit. Unter großen Mühen waren sie jetzt wenigstens bis zu einer Waldschneise östlich unserer Hütte gekommen. Aus Ästen und Zweigen hatten sie sich eine Art Schlitten hergestellt, auf dem sie den Ballon ruckweise abwärts schoben. In gleichmäßigen Abständen klang aus dem Waldesbunzel das Do! Do! Do! zu uns herüber, mit dem die Leute jedesmal das Zeichen zum Fortschieben des Ballons gaben. Dem Klange ihrer Stimmen folgend, machten wir uns auf den Weg durch den mondschein- durchleuchteten Wald, um nach den Leuten zu sehen. Nach etwa zehn Minuten fanden wir sie, als sie gerade im Begriff waren, die Arbeit einzustellen. Der Ballon wurde mit Reifig überdeckt; dann ging es gemeinsam zur Hütte.

Dort wurde der längliche Proviant, der noch in unseren Rucksäcken war, geteilt: jeder bekam ein kleines Stück Wurst und ein paar Biskuits, unser Führer noch eine Tafel Schokolade. Am nächsten Morgen sollte reichlicher Proviant eintreffen. Am dem außergewöhnlichen Tage noch einen würdigen Abschluß zu verleihen, schleppten dann die jungen Burschen eine Menge Gezwieg und Geäst nach einem nahen, fahlen Hügel, und bald loderte ein prächtiges Bergfeuer zum Himmel, an Glanz und Stimmung wetteifernd mit der Mondscheibe über dem Grat und der lichterflimmernden Stadt in der Tiefe. Wie Spukgestalten hoben sich die Burschen gegen das Feuer ab, wenn sie immer von neuem knorrige Äste herbeitrugen, um das Feuer zu schüren. Ihre Tiroler Lieder schallten weit in die stille Nacht hinaus. Um unseres Führers willen, der sich die Nachtruhe redlich verdient hatte, suchten wir bald das Matratzenlager im Schlafraum der Hütte auf. Doch wurde es Mitternacht, ehe die Burschen alle die Stiege zu dem Deutlager über uns hinaufvolterten.

Als wir am nächsten Morgen in der 5. Stunde erwachten, heulte der Sturm um die Hütte, und es goß in Strömen. Die Hilfsmannschaften aus Eisstranz waren trotzdem pünktlich da; nun waren im ganzen 25 Mann zur Verfügung. Zum Glück hörte der Regen nach einer Stunde auf, und die Arbeit konnte beginnen. Heute ging es rascher. Das schlechteste Gelände war überwunden. Auch hatten die Eisstranz 2 Schlitten mit heraufgebracht, und die Wege waren vom Regen „geschmiert“, wie die Leute sagten. Trotz alledem wurde es 3 Uhr nachmittags, ehe der Ballon in Innsbruck anlangte. Die Vergungskosten waren natürlich der Mühe entsprechend: sie betrugen nahe an 300 Kronen.

Das Interessante, das uns die Fahrt geboten hatte, mußte uns mit diesen hohen Kosten ausföhnen und uns auch für den geringen Luftvortlichen Erfolg der Fahrt entschädigen. War die Fahrt auch keine weite, lange Alpenüberquerung gewesen, hoch alpin war sie doch, alpiner als manche glänzende Fahrt, und hatte uns dazu in dem Stillstand über dem Karwendel ein der ernstesten Ergebnisse bei all' unseren Ballonfahrten gebracht. General Janiczek sagte: „Wäre die Nordströmung nicht mehr gewesen, so ging es auf Leben und Tod!“ Und er hatte wohl recht.

Das Karwendelgebirge aber, das uns schon 2 Jahre vorher bei einer raschen Ueberfliegung durch seine Wildheit begeistert hatte, hatte uns diesmal so in seinen Bann gezogen, daß wir beschlossen, ein Stück auch touristisch kennen zu lernen. In einem der nächsten Tage machten wir die Gratwanderung von der Großen Bettelwurfspitze über die Kleine Bettelwurfspitze zur Spedlar Spitze, froh in der Erinnerung an die interessante Luftfahrt und stolz darauf, nun auch aus eigener Kraft die hochragenden Zinnen zu erobern, wirklich ihre Schuttmassen unter die Füße zu treten, über ihre schwindligen Gratfelsen zu balancieren und ihre brüchigen Kamine zu durchklettern.

Bilderbogen fürs Haus.

Aus der Mappe eines Familienvaters.

Für den Sonntag.

Der Himmel hilft am meisten, wenn er nicht zu anädig ist. Der Mensch gedeiht am besten, wo die Natur nicht für ihn forat. Die Länder, wo Nahrung und Nachtlager leicht zu haben sind, gewähren wenig mehr. Wer das Herz auf der Zunge trägt, von dessen Hand erwarte die Hilfe nicht. Wir können nichts lernen, wenn man uns nie widerspricht. In den Tropen des Ueberflusses verarmt der Mensch; sein Beruf ist, nichts zu leisten. Wir mißbrauchen alles, was uns mühelos zufällt. Eine überreiche Blütezeit des Lebens zehrt vom regelmäßigen Wachstum. Die Zeiten der Früchte müssen ausbleiben, damit die innere Entwicklung und Ausgestaltung vor sich geben kann. Kraft entspringt ebensowohl aus Stillstand als aus Streben und aus dem Nachlassen so gut als aus dem Anspannen der Lebenserfahrungen. Das Liebliche lockt uns ab vom Ziele, aber Härte und Mangel stören uns nicht weniger. Nur gleichgültige Verhältnisse lassen des Menschen eingeborene Kräfte wachsen. Wo das Leben dem kalten, unfruchtbaren Norden gleicht, da bringt das ähhere Verlangen und Verneinen auch in die Philosophie ein. Nur wenn ein Herz in sternloser Nacht lebt, ist kein Gott in seinem Himmel. Der Atheismus ist der Polarkreis der Seele. (Stanton.)

*

Altes Liebeslied.

So hab ich doch die ganze Woche
Mein feines Liebchen nicht gesehn,
Ich sah es an einem Sonntag
Wohl vor der Türe stehn:
Das tausendschöne Jungfräulein,
Das tausendschöne Herzlein,
Wollte Gott, ich wäre heute bei ihr!

So will mir doch die ganze Woche
Das Lachen nicht vergehn,
Ich sah es an einem Sonntag
Wohl in die Kirche gehn:
Das tausendschöne Jungfräulein,
Das tausendschöne Herzlein,
Wollte Gott, ich wär Leute bei ihr!

*

Was die Großmutter erzählte.

Der Hahnenkampf. Zu einer Zeit kam Karl der Große auf sein Schloß bei Kempten zu seiner Gemahlin Hildegard. Als sie nun eines Tages über Tische saßen und mancherlei von der Vorfahren Regierung redeten, während ihre Söhne Pipin, Karl und Ludwig daneben standen, hub Pipin an und sprach: „Mutter, wann einmal der Vater im Himmel ist, werde ich dann König?“ Karl aber wandte sich zum Vater und sagte: „Nicht Pipin, sondern ich folge dir nach im Reich.“ Ludwig aber, der jüngste, hat beide Eltern, daß sie ihn doch möchten lassen König werden. Als die Kinder so stritten, sprach die Königin: „Euren Zwist wollen wir bald ausmachen; geht hinab ins Dorf und laßt euch jeder sich einen Hahn von den Bauern geben.“ Die Knaben stiegen die Burg hinab mit ihrem Lehrmeister und den übrigen Schülern und holten die Hähne. Hierauf saate Hildegard: „Nun laßt die Hähne aufeinander los; wessen Hahn im Kampf gesiegt, der soll König werden.“ Die Vögel stritten und Ludwigs Hahn überwand die beiden anderen. Dieser Ludwig erlangte auch wirklich nach seines Vaters Tode die Herrschaft.

*

Aus dem Buche der Natur.

Ein Zweikampf zwischen Hirsch und Mufflon. Graf S. in Kl. hatte in einer kaum 1/2 Morgen umfassenden Einzäunung einen guten Hirsch von 12 Enden eingefangen. Dieser wurde bald so böß, daß der Zaun verdoppelt werden mußte, da er Menschen, die zu nahe an den einfachen Zaun getreten, durch die Zwischenräume verwundet hatte. Der Graf besah auch einen Mufflonbock, der sich durch besondere Bosheit auszeichnete, sobald der Besuch in dem Wildgarten sehr gefährlich wurde. Das Vieh wurde sehr unangenehm, wenn ihm ein Jäger beim Hirschgange begegnete, es verließ ihn dann nicht mehr, und alle Augenblicke kam es mit gesenktem Kopfe, wie eine Kanonenkugel, auf ihn zu, und wenn es dem Jäger nicht gelang, schnell auf die Seite zu springen oder einen Stock voranzuhalten, so wurde er zu Boden gerammt. Natürlich war es mit dem Hirschgange dann zu Ende, und man hatte bloß alle Auf-

merksamkeit darauf zu verwenden, um sich das Vieh vom Leibe zu halten. Oft habe ich selbst alle Kunst anwenden müssen, um bei einem Hirschgange nicht von dem Mufflon gesehen zu werden und oft eine Viertelstunde feinetwegen umgehen müssen. Natürlich hatten wenige eine große Liebe zu dem Schaf, und so wurde eines Tages nach dem Diner beschlossen, einen Kampf des Mufflons mit dem Hirsche, der abgeworfen hatte, zu veranstalten. Der Bock wurde von einem Jäger, den er, durch seine Bosheit getrieben, verfolgte, bis zum Hirschzinger gelockt und hier schnell hineingetrieben. Kaum erblickte der Bock den Hirsch, als er auf ihn losstürzte und seinem viel größeren Gegner einen tüchtigen Rippenstoß versetzte. Der Hirsch, der diesen Angriff durchaus nicht erwartete, machte eine hohe Flucht und sah den durchsigen Gesellen einen Augenblick erstaunt an, dann begann er aber seinen Gegenangriff mit den Vorderläufen so energisch, daß der arme Mufflon eiligst die Flucht ergriff und in einer Ecke des Zaunes Deckung suchte. Nur mit vieler Mühe konnten wir den geschlagenen Schöpfer vor einem schmachvollen Tode retten. Seit dieser Niederlage ließ sich der Mufflon nur noch selten sehen und flüchtete, sobald ein Stück Wild oder ein Mensch in seine Nähe kam.

*

Aus fernen Zonen.

Ein primitives Telephon. Mit einfachsten Mitteln vermöge ausgezeichnet funktionierender Naturorgane erstaunliche Leistungen zu erzielen, das ist eine Kunst, auf die sich heutzutage nur noch Völker mit Halbkultur verstehen. Für gewisse Dinge ist den Eingeborenen Afrikas eine simple Trommel ein hinreichender Ersatz unseres Telephons. Ein Reisender, der Deutsch-Ostafrika durchquert hat, schreibt darüber: „Hier im dichten Urwald, wo die Leute noch nichts von modernen wissenschaftlichen Entdeckungen wissen, stießen wir auf ein recht gutes und praktisches Telephon. Die Eingeborenen haben für ihre Zeremonien und Tänze, sowohl für die friedlichen wie für die kriegerischen, aus Holz verfertigte Trommeln verschiedener Größe, und wenn diese geschlagen werden, geben sie Töne, die etwa eine Oktave umspannen, von sich. Diese Trommeln werden nun nicht nur für zeremonielle Zwecke gebraucht, sondern auch als Verständigungsmittel. Eines Tages wurde uns ein Beispiel dieser Art vorgeführt. Unsere Karawane war des Morgens im Begriff, ihren Marsch anzutreten, als der Anführer unserer eingeborenen Träger plötzlich stehen blieb, angefahren horchte und dann unverkennbar Zeichen lebhafter Freude von sich gab. Wir fragten, was die Ursache seines Freudentanzes sei und er erzählte, daß die Leisen, für uns unbedeutlichen und unverständlichen Töne aus der Ferne ihm die Mitteilung hinterbracht hätten, daß seinem Bruder in der benachbarten Ortschaft ein Knabe geboren sei.“

(Nach Emil Knaake: „Streifzüge durch Deutsch-Ostafrika.“)



Luftige Ecke.

„Sie sagen, der Angeklagte erschreckte Sie, indem er eine Pistole auf Sie richtete. War denn die Pistole geladen?“ — „Ob die Pistole, weiß ich nicht, aber er war's.“

„Glauben Sie an Unglück?“ — „Jawohl. Ich habe demselben Rädel dreizehn Mal einen Antrag gemacht.“ — „Und wo steckt das Unglück dabei?“ — „Das dreizehnte Mal nahm sie mich.“ (Baltimore American.)

„Was ich an Briggas bewundere, ist die Tatsache, daß er das sagt, was er denkt.“ — „Was wahrscheinlich der Grund eines anderen von Briggas Bösen ist, den ich sehr bewundere.“ — „Und der wäre?“ — „Seine Schwefelsamkeit.“ (Birmingham Age-Herald.)

Ein junger Arzt empfing eines Abends spät einen Zettel von drei Kollegen: „Kommen Sie, bitte, in den Klub zu einer Partie Bridge.“ — „Emelie, Lieb,“ sprach er zu seiner Frau, „hier werde ich schon wieder gerufen. Es ist ein wichtiger Fall — drei andere Aerzte sind schon da.“

Kritiker: „Großartig. Ihr Drama! Da ist eine Szene in dem Stück, die selbst Shakespeare nicht geschrieben haben könnte.“ — Autor: „Aber Sie schmeicheln mir wirklich zu sehr.“ — Kritiker: „Ich sprach von dem Eisenbahnunfall im dritten Akt.“